

DR. ADALBERT VON HANSTEIN

Wie entstand Schillers Geisterseher?

Verlag von Alexander Duncker
Berlin
1903

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

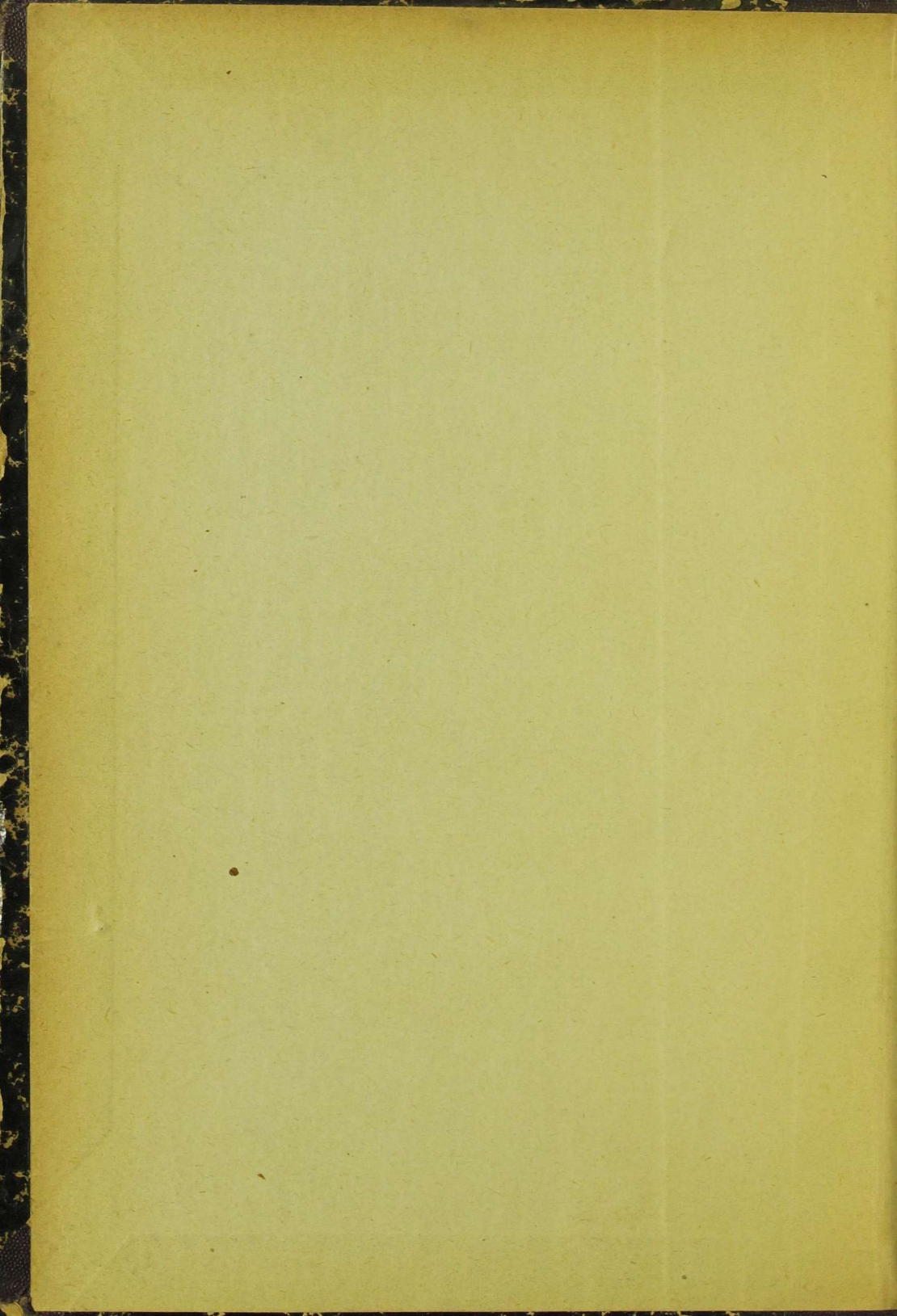
Universitätsbibliothek Wien

I

209.324

/22





5365 204

Handwritten signature



März 16/2 1903 = 1.70ll

Forschungen
zur neueren Litteraturgeschichte.

Herausgegeben von

Dr. Franz Muncker,

o. ö. Professor an der Universität München.

XXII.

Wie entstand
Schillers Geisterseher?

Von

Dr. Adalbert von Hanstein,

Privatdozenten an der Königl. Technischen Hochschule
zu Hannover.



BERLIN.

Verlag von Alexander Duncker.

1903.

Wie entstand Schillers Geisterseher?

Von

Dr. Adalbert von Hanstein,
Privatdozenten an der Königl. Technischen Hochschule
zu Hannover.



BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker.
1903.

I

209024 / 22

20. unv

Inhalt.

	Seite
I. Einleitendes	1
II. Herzog Karl Alexander von Württemberg und der Prinz im „Geisterscher“	6
III. Friedrich II. von Hessen und der Prinz im „Geisterscher“ .	14
IV. Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und der Prinz im „Geisterscher“	23
V. Elisa von der Recke und Prinz Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg	33
VI. Wie also entstand Schillers „Geisterscher“	56



I.

Einleitendes.

Während man über die Entstehungsgeschichte der meisten Schöpfungen Schillers gut unterrichtet ist, bleibt bei dem einzigen Roman dieses Dichters noch so manches unaufgeklärt. Sowohl über die Figur des Helden als auch über den Ursprung der eigentlichen Fabel und über den Zeitpunkt, in dem Schillers Phantasie sich zuerst mit ihr zu beschäftigen begann, ist noch wenig Klarheit erzielt. Der wesentliche Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß der Dichter gerade in jenen Wochen, wo er schnell den ersten Abschnitt seiner Erzählung auf das Papier warf, so wenig Veranlassung hatte, Briefe zu schreiben. Erschien doch das erste Stück des „Geistersehers“ im vierten Heft der „Rheinischen Thalia“, jener Zeitschrift, die Schiller zwar in Mannheim begründet hatte und deren erstes Heft dort im „Lenzmonat“ 1785 ausgegeben wurde, die aber dann bald zu erscheinen aufhörte und erst in Dresden wieder ins Leben zurückgerufen ward, wo im Februar 1786 das zweite Heft im Drucke vorlag. Und während der anregenden Monate des persönlichen Verkehrs mit dem neugewonnenen Freunde Körner entstanden dann die beiden weiteren Hefte; das dritte wurde im April 1786 ausgedruckt, und das vierte Heft, das den Anfang des Geistersehers enthielt, erschien im Januar 1787. Am 9. Oktober 1786 hatte Schiller an Göschen geschrieben: „Hier folgt der Rest für das vierte Heft der Thalia. Sie werden gestutzt haben, daß Räuber Moors letztes Schicksal noch nicht unter der Presse ist, aber das hat einen notwendigen Aufschub gelitten. Davor ist von einem andern großen Stück schon ein ziemlicher Teil fertig, welches zugleich mit dem Carlos auf die nächsten Ostern erscheinen soll.“

Das ist alles, was er selbst von dem Inhalt des Heftes seinem Verleger zu erzählen weifs. Mit dem neuen Stück ist natürlich der „Menschenfeind“ gemeint — ein Plan, der ja dann bald wieder zurückgelegt wurde. Das vierte Heft selbst aber enthielt von Schillers Hand nur die ersten neun Auftritte aus dem dritten Akt des „Don Carlos“ und daneben das erste Stück des „Geistersehers“. Warum fühlt der Dichter sich nun gar nicht dazu gedrängt, auch nur irgend ein Wort über diese seine neueste Erfindung in den Brief an den Verleger einfließen zu lassen? Es ist ja freilich hier nur von dem „Rest“ für das vierte Heft der Thalia die Rede, aber auch in den früheren Briefen vom Juni bis zum Oktober ist nirgends eine Andeutung von diesem neu entstehenden Werk. Es sind freilich auch nur wenige! Ein kurzer Zettel an Göschen vom 2. Juni, der nur Geschäftliches enthält, gleich belanglose an Schillers Freund Kunze, die auf des Dichters Geldnot ein Schlaglicht werfen, nicht aber auf seine poetischen Pläne; endlich ein Brief an seine mütterliche Freundin, Henriette von Wolzogen — aber er enthält nur Ratschläge über die Zukunft ihrer Söhne. So ist also von dieser Seite kein Aufschluß zu erwarten.

Das läfst gewifs von vornherein darauf schliessen, dafs die Seele des Dichters nicht allzu sehr erregt war von dem Stoff, und doch nimmt dies wieder wunder! War es doch, wie gesagt, der erste gröfsere Roman, den Schiller überhaupt in Angriff nahm. Wohl hatte die Thalia schon kleinere Erzählungen von ihm gebracht, wie die „Weibliche Rache“ und das „Verbrechen aus Ehrsucht“ u. s. w. Aber hier entspinnt sich doch im Geisterseher eine von vornherein grofs angelegte verwickelte Handlung. Man hat doch nach den ersten Seiten gleich den Eindruck, dafs dies Werk weit ausholt und zukünftige Verwickelungen von vornherein ankündigt. Konnte eine solche Dichtung, die gleich nach ihrem Erscheinen die ganze Leserwelt entzückte und schon im unvollendeten Zustand neue Auflagen notwendig machte, konnte sie wirklich so ganz nebenbei ohne innere Anteilnahme ihres Schöpfers erstehen? — Freilich, man weifs ja nicht, wieviel in mündlichem Gedankenaustausch Schiller mit Körner darüber gesprochen haben mag. Auch Göschen scheint zu Pfingsten 1786 in Dresden gewesen

zu sein. Aber was sollten uns Vermutungen über ihre etwaigen Gespräche nützen? Auch hat der Dichter sich später mehrmals in der widersprechendsten Weise geäußert. Langsam nur konnte er anfangs die Fortsetzungen liefern. Die erste davon erschien im April 1788. Im Monat zuvor, am 6. März, hatte Schiller an Körner geschrieben: „Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat ihn mir eingegeben!“ — Erst später wurde ihm durch den wachsenden Beifall des Publikums die Arbeit vorübergehend lieb. Aber auch da waren es mehr die Einnahmen, die ihn lockten, nicht aber beherrschte ihn eine wirkliche innere Begeisterung für den Stoff! —

Nun, welcher Dämon war es denn, der ihn auf diesen Stoff geführt hatte?

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die ganze damalige Zeit angefüllt war von Geisterhoffnung und von Geisterträumen. Der geistreiche nordische Mystiker Swedenborg und der frivole, aus dem Süden stammende Gaukler Cagliostro beherrschten die Köpfe und die Herzen der Massen. Auch in die nächste Umgebung Schillers drang, wie ich weiter unten noch eingehend zeigen werde, die damals alltägliche Streitfrage nach der Möglichkeit von Geistererscheinungen. Körner selbst hat in seinen „Nachrichten von Schillers Leben“¹⁾ zugegeben, daß Cagliostro bei dem Roman mit Modell gestanden hat, und auch ohne diese Bestätigung würde ja der kundige Beurteiler in der Figur des Sicilianers aus dem Roman den Sicilianer aus der Wirklichkeit wiedererkennen. Aber es fehlt uns doch vollständig jede zwingende Veranlassung für Schiller, gerade diesem Stoffgebiet näher zu treten, dessen Interesselosigkeit für ihn er selbst in so starken Ausdrücken in dem oben genannten Briefe betont hat.

Man hat nun solche Veranlassung bisher wesentlich in zwei Umständen gesucht: Erstens beabsichtigte Schiller schon im Jahre 1783 einen „Friedrich Imhof“ zu schreiben. Er wandte sich damals von Bauerbach aus, wo er als Flüchtling seiner mütterlichen Freundin v. Wolzogen lebte, an den meiningenschen

¹⁾ Der ersten Cottaschen Gesamtausgabe von Schillers Werken vorge-
druckt, zum erstenmal erschienen 1812.

Bibliothekar Reinwald mit der Bitte um eine Sendung litterarischen Materials für seine geplante neue Dichtung: „Die Bücher, wovon wir sprachen, über Jesuiten und Religionsveränderungen überhaupt, über den Bigottismus und seltene Verderbnisse des Charakters, suchen Sie mir doch mit dem baldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen Friederich Imhof losgehen will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch (was ich vorgestern vergessen habe) Bücher, worin von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan.“ (März 1783.)

Es ist eine bekannte Vermutung von Goedeke, das es sich bei diesem „Friedrich Imhof“ um einen Vorversuch zum späteren Geisterseher gehandelt habe. Damals aber gärten in Schillers Phantasie vier große Pläne, die alle den religiösen Fanatismus mehr oder weniger berührten, nämlich ausser dem „Imhof“ schon damals die „Maria Stuart“, sowie ein „Konradin“ und der „Don Carlos“. Mit der Ausführung dieses letzten aber schwanden naturgemäss die drei anderen verwandten Stoffe aus dem Geiste des Dichters. Immerhin könnte ja eines der Bücher, die Reinwald damals geschickt haben mag, die Urfabel des Geistersehers enthalten haben. Und es wäre ja möglich, das Schiller drei Jahre später in seinen journalistischen Stoffnöten für das vierte Heft der Thalia zu dieser früheren Erinnerung zurückkehrte.

Die zweite, oft behauptete Beziehung zwischen Schillers Innenleben und seinem Geisterseherstoff liegt nun aber in der immer wiederholten Vermutung, das der Held des Romans seine wesentlichsten Züge geborgt haben soll von jenem Karl Alexander von Württemberg, durch den das protestantische Herrschergeschlecht plötzlich zum Katholizismus hinübergeleitet wurde. Da ja auch der Held der Geisterseher-Erzählung ein Prinz ist, der durch alle vorgespiegelte Mystik nur für den Katholizismus gewonnen werden soll, so liegt es nah, in dem einen das Urbild des anderen zu sehen. Und doch haben wenige Ausleger ihre Zweifel unterdrücken können, bei den grossen Verschiedenheiten, die zwischen dem Leben und Charakter jenes Herzogs und dem Schillerschen Prinzen be-

stehen. Man hat, durch äußerliche Beziehungen geführt, noch zwei andere Personen von fürstlichem Geblüt als Modelle für den Geisterseherprinzen herangezogen: den nachmaligen Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und den Prinzen Friedrich (nachmaligen Landgrafen Friedrich II.) von Hessen, die beide gleichfalls im Gegensatz zu den Wünschen ihres Volkes zum katholischen Glauben übertraten. Doch auch bei diesen beiden kann nur in einzelnen Punkten, keineswegs aber in ihrer durchgehenden Charakterentwicklung die gewünschte Übereinstimmung gefunden werden.

Ich werde zu diesen drei Kandidaten für die Ehre, ein Modell Schillers gewesen zu sein, am Schlusse dieser meiner Untersuchung noch einen vierten hinzufügen, der meines Wissens bisher noch nicht in der Geisterseherfrage genannt worden ist. Jedoch hat er den besonderen Vorzug, daß sein Erscheinen gleichzeitig in sehr einleuchtender Weise Schillers momentan erwachendes und doch so schnell wieder ermattendes Interesse an diesem ganzen Stoffgebiet erklärt. Ich glaube hier den Dämon gefunden zu haben, der Schillers Phantasie so plötzlich dazu anfachte, ein meisterhaftes Bruchstück auf das Papier zu werfen, bei dessen Weiterführung der Dichter dann so bald ins Stocken geriet und endlich erlahmte.

Bevor ich aber diese neue Persönlichkeit in den Kampf der Meinungen einführen kann, ist es unerläßlich, erst die drei anderen Prinzen auf ihr Verhältnis zum Helden des Geisterseher-Romans genau zu prüfen.

II.

Karl Alexander von Württemberg und der Prinz im Geisterseher.

Der Prinz in Schillers Geisterseher charakterisiert sich gleich anfangs in einer so bestimmten Weise, daß man deutlich ein Lebensmodell vor sich zu sehen glaubt. Es wird erzählt, daß er in Venedig im strengsten Inkognito lebte, daß er den Aufwand vermieden habe, mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit; daß das schöne Geschlecht ihm gleichgültig gewesen sei, daß er die Vergnügungen floh, daß er die Einsamkeit liebte, daß tiefer Ernst und schwärmerische Melancholie in seiner Gemütsart herrschte: „In seine eigne Phantasie-Welt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen.“ Sein Ehrgeiz soll nie erwacht gewesen sein, und die ruhige Freiheit des Privatlebens und der Genuß eines geistreichen Umgangs begrenzten alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl.

Von der äußeren Lebensgeschichte des Prinzen erfahren wir nur, daß er der dritte Prinz seines Hauses war und keine Aussicht zur Regierung hatte; daß er frühe Kriegsdienste gethan, und daß er in der Schlacht „bei Hastinbek“ auf seiten der Franzosen gefochten hat. Dies letztere verrät der Prinz selber in dem Augenblick, wo er dem sicilianischen Geisterbeschwörer die Aufgabe stellt, ihm den Geist seines alten Kriegskameraden, des Marquis von Lanoy, erscheinen zu lassen. Bei Beginn der Handlung ist er, 35jährig, zur Karnevalszeit in Venedig.

Vergleichen wir nun mit diesen wenigen Anhaltspunkten das Leben des Herzogs Karl Alexander von Württemberg!

Dafs er der dritte Prinz seines Hauses gewesen sei, könnte man allenfalls zugeben, doch müfste man der Ausdrucksweise etwas Gewalt anthun. Jedenfalls aber hatte Karl Alexander von Hause aus keine Aussicht auf die Thronfolge. Er war ein Sohn des Prinzen Friedrich Karl zu Württemberg-Winnenthal und dessen Gattin Eleonore Juliane von Brandenburg-Ansbach. Nun besafs der regierende Herzog Eberhard Ludwig einen Sohn, Friedrich Ludwig mit Namen, der im Jahre 1689 geboren, also vierzehn Jahre jünger war als sein Vetter Karl Alexander. Der Tod jenes Jünglings allein konnte diesem den Weg auf den Thron seiner Väter öffnen. Das geschah aber erst im Jahre 1731, als Karl Alexander in seinem 47. Lebensjahre stand. Bei Schiller beginnt ja bekanntlich die eigentliche Handlung damit, dafs auf dem St. Markus-Platze in Venedig ein unheimlicher Armenier plötzlich dem Prinzen verkündigt, dafs sein Vetter fern in der Heimat an diesem Abende um 9 Uhr gestorben sei. Schiller bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Der Verstorbene war der Erbprinz, der einzige Sohn des regierenden . . ., der, alt und kränklich, ohne Hoffnung eigner Succession war. Ein Oheim unsers Prinzen, gleichfalls ohne Erben und ohne Aussicht, welche zu bekommen, stand jetzt allein noch zwischen diesem und dem Throne.“ Ein solcher Oheim war nun wohl in dem Falle Karl Alexanders nicht vorhanden, und als den dritten Prinzen seines Hauses könnte man ihn also nur dann bezeichnen, wenn man den regierenden Herzog als den ersten, dessen Sohn als den zweiten und den Vetter Karl Alexander als den dritten Prinzen ansehen wollte — was doch ganz gewifs eine äufserst gewaltsame Auslegung der Bezeichnung „dritter Prinz seines Hauses“ wäre. Zutreffend ist allerdings wieder, dafs der Prinz Karl Alexander gleich dem Geisterseher-Prinzen sehr früh Kriegsdienste genommen hat, denn schon als 13jähriger machte er in Österreich den ersten Feldzug mit — aber gegen Frankreich! Und was nun gar die Schlacht bei Hastinbek anbetrifft, so wurde sie am 26. Juli 1757 von den Franzosen gegen die Engländer geschlagen — also 20 Jahre nach dem Tode Karl Alexanders. Denn dieser Herzog starb bereits am 12. März 1737. Wollten wir nun noch die Altersfrage in Betracht ziehen, so scheint sich allerdings eine ganz

leise Übereinstimmung daraus zu ergeben, daß Karl Alexander wirklich 35 Jahre alt war, als er den kriegerischen Abschnitt seines Lebens beschloß. Aber er that es nicht, um nun als Privatmann nach Venedig zu reisen und dort Menschenstudien zu treiben und philosophischen Grübeleien nachzuhängen, sondern er übernahm damals, als ein wetterfester Mann mit Ruhm und Ehren bedeckt, die Statthalterschaft von Belgrad in kaiserlich-österreichischen Diensten, hatte also ganz gewiß keinen zwingenden Grund dazu, sich allzusehr nach der Thronfolge in Württemberg zu sehnen oder gar — wie Schillers Prinz — sich verleiten zu lassen, durch ein Verbrechen den Weg zum heimathlichen Thron zu suchen, während er mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt wohl erworbene Ehren und Einkünfte genießen konnte, die schließlic denen eines regierenden Fürsten nicht allzusehr nachstanden. Und vor allen Dingen fand in jenem 35. Jahre seines Lebens keineswegs sein Glaubenswechsel statt. Vielmehr war Karl Alexander in blühenden Jünglingsjahren Katholik geworden, nach der herkömmlichen Überlieferung im Jahre 1712, und das geschah nicht etwa in Venedig während der Karnevalszeit, sondern in Wien. Allerdings schreibt Stälin in der Allgemeinen deutschen Biographie: „Das genauere Datum des Übertritts liefs sich auch aus den Registern der kaiserlichen Hofkapelle in Wien, in welcher derselbe erfolgt sein soll, nicht erheben. Und die bisweilen aufgestellte Behauptung, Karl Alexander sei der Prinz des Schillerschen Geistersehers, ermangelt weiterer geschichtlicher Anhaltspunkte.“ In der That, alle Daten lassen uns bei diesem Vergleich im Stich.

Nun wäre es ja freilich nicht unmöglich, daß Schiller sogar mit Absicht jede äußere Übereinstimmung zwischen seinem Helden und dem verstorbenen Vater des damals regierenden Herzogs von Württemberg vermieden hätte, um nur die innere Entwicklung Karl Alexanders dichterisch zu verwerthen. Aber auch in Bezug auf diese herrscht nicht nur gar keine Übereinstimmung zwischen der erdichteten und geschichtlichen Gestalt, sondern hier sehen wir sogar die vollkommensten Gegensätze. Ist Schillers Held ein schwärmerischer phantasievoller Melancholiker, in dem der Ehrgeiz noch nie erwachte, so wurde Karl Alexander während seines ganzen Lebens wesentlich

geleitet durch einen stark ausgebildeten brennenden Ehrgeiz. Ist Schillers Prinz ein stiller Denker, in dessen Geist klarer Verstand und überhitzte Phantasie mit einander ringen, so war Karl Alexander ein Mann der That: der Jüngling hatte, grade weil er daheim ohne weitere Aussichten und von Hause aus unbemittelt war, früh sein Glück in Österreich gesucht. Dem 13jährigen schon hatte Kaiser Leopold ein Patent als Befehlshaber über ein Regiment zu Fuß erteilt, und der blutjunge Oberst hat wirklich schon damals am Oberrhein unter dem Markgrafen Ludwig von Baden mitgekämpft und an der Belagerung Ebernburgs Anteil genommen, ja, er galt sogar als der eigentliche Eroberer dieser Festung. Schon im nächsten Jahre kam er unter den Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen, der von jetzt an sein höchstes Ideal wurde. Im Türken-Kriege von 1716—1718 verrichtete er Wunder der Tapferkeit und stieg mit ungeheurer Schnelligkeit von einer Ehrenstelle zur anderen empor. 21jährig war er Feldmarschall-Leutnant, 24jährig bereits Ober-Feldzeugmeister, und den 25jährigen ernannte Kaiser Josef I. zum Gouverneur von Landau: „In Ansehung seines für das gemeinsame Wesen erwiesenen Eifers in Schlachten und Belagerungen und dabei zu unauslöschlicher höchst rühmlicher Bezeugnis dessen stand- und herzhaften An- und Aufführung, empfangenden harten Blessur und in Sonderheit wegen beiwohnender Kriegserfahrung.“ Und Karl Alexander machte diesem Posten Ehre, indem er unausgesetzt in kühnen Waffenthaten glänzte. Eine besondere kaiserliche Auszeichnung wurde ihm nach seinem entscheidenden Eingreifen in die Türken Schlacht bei Peterwardein zu teil. Nach der Erstürmung von Temeswar ward er kaiserlicher Generalfeldmarschall — also im 32. Jahre seines Lebens. Drei Jahre darauf machte dann der Friede von Passarowitz (Poscharewatz) seiner kriegerischen Laufbahn ein Ende. Der dankbare Kaiser ernannte, wie schon erwähnt, den trefflichen Vasallen zum Statthalter Belgrads und des Königreichs Serbien. Wenn der kaiserliche Befehl, der dies verfügte, unter der Begründung auch den Zusatz enthielt: „auf daß ihm in seiner mittellosen Lage etwas geholfen werde“ — so mag man ja darin eine kleine Ähnlichkeit mit der beschränkten Vermögens-

lage des Schillerschen Prinzen erblicken. Aber für Karl Alexander ward das doch ein überwundener Standpunkt, als er Vizekönig von Serbien wurde — also 14 Jahre vor seiner Thronbesteigung von Württemberg.

Und der letzte Schatten von Ähnlichkeit zwischen den beiden Gestalten verschwindet, wenn man die Charakteristik liest, die ein militärischer Untergebener Karl Alexanders, der spätere General Wolf, von seinem vergötterten Kriegsherrn entwirft: ¹⁾ „Karl Alexander war ein schöner, von der Natur reichlich ausgestatteter Mann, in seiner Jugend war er schlank, in späteren Jahren aber etwas wohlbeleibt. — In seinem Äußeren behauptete er den Anstand eines Kriegers, der keinen Vorwurf zu fürchten hat. — Er war offen und uneigennützig und ein treuer Freund seiner Freunde, und da er alle Verstellung und alles Niedere und Gemeine hafste, so hielt er auch andere und am wenigsten diejenigen dessen nicht fähig, welchen er sein Zutrauen geschenkt hatte. Seinem heftigen Temperament liefs er zwar öfters einen freien Lauf, war dann selbst gegen seine Vertrauten hart und zurückstossend, und es rifs ihn öfters selbst zu Ungerechtigkeiten hin; sobald er dies aber wahrnahm, oder ein Mann, dessen Rechtschaffenheit er kannte, ihn darauf aufmerksam machte, hielt ihn Fürstenstolz nicht ab, seinen Fehler auf eine Art wieder gut zu machen, die seinem Verstande und Herzen Ehre brachte. Er liebte ferner die Wahrheit und schenkte deswegen ruhigen und bescheidenen Vorstellungen Gehör; allein Widerspruch duldete er nicht, noch viel weniger durfte man es wagen, ihm zu trotzen. Wer konnte aber dieses auch ohne Gefahr bei einem Manne wagen, der als Feldherr gewöhnt war, dafs ihm seine Soldaten voll Vertrauen und Mut in die Schlacht folgten, vor dessen Kommandowort dann die Erde erbebe, die erschrockenen Feinde flohen, oder wie im Sturm zerschmettert wurden?“

Wer mag nun in dieser rücksichtslos kraftvollen Herrschergestalt auch nur einen Zug noch von Schillers philosophischen Prinzen suchen? Gewifs ist nicht anzunehmen, dafs der Dichter diese Charakterschilderung Wolfs gekannt habe. Aber der

¹⁾ Vgl. Dizinger, Beiträge zur Geschichte Württembergs, Heft I, S. 4—5.

Charakter Karl Alexanders, als eines der berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, war ja weltbekannt, und vor allen Dingen lebte er in der Erinnerung der Württemberger fort als eine Heldennatur. Hebt doch auch Wilhelm Hauff, der in seiner Novelle „Jud' Süß“ die unangenehmste Periode aus dem Leben des bedeutenden Mannes schildert, stark und deutlich seine Tapferkeit hervor. Dafs Karl Alexander während der kurzen Zeit seiner Regierung seinen Ruhm nicht vermehrt, sondern eher verdunkelt hat, ist ja allbekannt. Er liefs sich mißbrauchen, weil seine im Grunde genommen naive Soldatennatur und seine starke Anlage zum Cäsarenwahn ihn zu vertrauensselig machten. Hier könnte man freilich wieder an Schillers Worte über den Prinzen denken: „Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu sein.“ Aber in das Vertrauen des Schillerschen Prinzen gelangt wenigstens im Anfang des Romans derjenige, der seine philosophischen Neigungen zu beeinflussen weiß. Karl Alexander aber vertraute dem geschickten Heuchler, der sich als Ehrenmann verstellte, wie Othello dem Jago vertraut. In seiner stürmbewegten Jugend aber hatte er gewifs keine Zeit gehabt zu religiöser Schwärmerei, und so waren denn auch die Beweggründe zu seinem Übertritt gewifs ganz andere als bei Schillers Prinzen.

Sein katholisches Bekenntnis wurde ihm natürlich anfangs ein Hindernis, als der württembergische Thron für ihn frei geworden war. Die protestantische Bevölkerung versuchte anfangs einen jüngeren Bruder gegen ihn auszuspielen. Doch Karl Alexanders Energie wufste das alles schnell zu überwinden, und gern versprach er, den protestantischen Glauben seiner Unterthanen zu schützen. Aber noch in seinem Testament hat er erklärt, dafs er, „in gründlicher Erkenntnis der untrüglichen Wahrheiten des christ-katholischen Glaubens zu der alten Religion, ohne einzige Nebenansicht, vor längerer Zeit zurückgetreten sei“. Und Dizinger meint:¹⁾ „Das Feierliche des katholischen Gottesdienstes und selbst das Pomphafte, das ihn in Lagern und Garnisonen gewöhnlich begleitet, mußte auf den

¹⁾ a. a. O.

feurigen Knaben und Jüngling einen tiefen Eindruck gemacht haben. Durch den Unterricht katholischer Lehrer und durch seinen mehrjährigen, beinahe ausschließlichen Umgang mit Katholiken mußte aber das, was anfangs nur dunkles Gefühl war, Sinn und Bedeutung erhalten haben und zuletzt in volle Überzeugung übergegangen sein. Der Charakter und überhaupt das ganze Wesen Karl Alexanders bürgten dafür, daß er jenen wichtigen Schritt einzig aus reiner Überzeugung gethan habe.“

Das mag gern zugegeben werden, aber trotzdem geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß für diesen Übertritt der Hauptgrund soldatischer Natur war. Man braucht gar nicht in erster Linie daran zu denken, daß Karl Alexander sich sagen mußte, daß er als Katholik im katholischen Lande eine bessere Laufbahn machen würde wie als Protestant — schon die Erwägung genügt, daß der blutjunge Offizier in der beständigen Nähe des Todes zur Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse nur katholische Priester fand, daß er seine Vorgesetzten, bis zu seinem obersten Kriegsherrn, diesem Glauben leben, und daß er seine Untergebenen für diesen Glauben in den Tod gehen sah. Das mußte ganz von selbst in so jugendlichem Alter das Verlangen in ihm erwecken, eines Glaubens mit seinen Kameraden zu sein, um so mehr, als damals ja keine Aussicht für ihn auf den Thron seiner protestantischen Heimat vorhanden war, und er in Österreich sein selbst gewähltes Vaterland erblickte. Geistererscheinungen waren also zu seiner Bekehrung nicht nötig und hätten auch ganz gewiß auf ihn keine Wirkung ausgeübt.

Wie sehr aber nachträglich durch Schillers Geisterseher die Bekehrungsgeschichte Karl Alexanders verdunkelt worden ist, das hat schon Kuno Fischer richtig hervorgehoben: ¹⁾ „Wenn Fr. Bülow (Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen) berichtet, daß Karl Alexander in Venedig zur römischen Kirche übergetreten sei, so hat er sich zu dieser unrichtigen Angabe durch Schillers Geisterseher verleiten lassen.“

So darf man denn ruhig behaupten, daß es zwei verschiedenere Menschen als Schillers Phantasiegestalt und den

¹⁾ Schiller-Schriften. 3. Schiller als Philosoph S. 94.

ersten Katholiken auf dem württembergischen Herzogsthron gar nicht geben kann. Immerhin darf nicht verkannt werden, daß Schillers evangelisch-fromme Mutter gewiß dem jungen Friedrich schon in den Knabenjahren von diesem Übertritt genug erzählt haben mag. Litt doch das ganze Land darunter, daß Karl Eugen, der Sohn und Nachfolger jenes Bekehrten, die päpstliche Einwilligung zur Trennung seiner ersten Ehe nicht erhalten konnte, und darum mit Franziska von Hohenheim so lange in einem illegitimen Verhältnis leben mußte. So drückt Kuno Fischer sich gewiß sehr zutreffend aus, wenn er sagt: ¹⁾ „Die Geschichte von der Bekehrung Karl Alexanders gehört in den Vorstellungskreis, den ich die Mythologie Schillers genannt habe.“ Aber nicht zustimmen möchte ich den folgenden Worten: „Daher keimt in ihm frühzeitig der Plan, nach dem Vorbilde in seinem landesfürstlichen Hause eine solche Bekehrungsgeschichte dichterisch und seelenkundig zu schildern. Im Geisterseher hat er diesen Plan ausgeführt. Karl Alexander ist nicht das Modell, wohl aber das mythische Original des Prinzen, dessen Bekehrungsgeschichte uns hier von Stufe zu Stufe enthüllt wird.“

Nein! Auch nicht das mythische Original ist der Herzog von Württemberg. Der Stufengang in der Bekehrung des Prinzen trifft sich auch nicht in einem Punkte mit dem von Jesuiten und Mystikern unberührten Glaubenswechsel eines jungen Helden, der gern auf gleiche Art beten möchte, wie seine Vorgesetzten und seine Soldaten.

Es muß immer wieder betont werden: aus dem ganzen Leben Karl Alexanders konnte nichts, gar nichts in den Schillerschen Geisterseher übergehen, als nur die eine nackte Thatsache, daß ein evangelischer Prinz katholisch geworden war.

¹⁾ a. a. O. S. 93.

III.

Friedrich II. von Hessen und der Prinz in Schillers Geisterseher.

So hat man denn auch längst angefangen, Umschau zu halten unter den anderen deutschen Prinzen, die ihr Glaubensbekenntnis gewechselt haben. Da wird vor allen der bekannte Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel genannt, dieser Fürst, berühmt durch sein Wirken für Kunst und Wissenschaft, gefeiert als der Begründer der Schönheiten der Stadt Cassel, als der Stifter der dortigen Akademie der bildenden Künste und des Museums, der das Collegium Carolinum fast zum Range einer Universität erhob und große deutsche Gelehrte dort um sich versammelte, der aber gleichzeitig seine Regierung für alle Zeit dadurch geschändet hat, daß er als einer der ersten deutschen Fürsten durch einen sogenannten Subsidiën-Vertrag mit England 12000 Mann seiner eignen Landeskinder als Truppen gegen die amerikanischen Freiheitskämpfer verkaufte. Dieser schmachvolle Menschenhandel, der ja auch an den Höfen von Braunschweig, Württemberg und anderwärts ausgeführt wurde, war ja unlängst von Schiller auf das kraftvollste gebrandmarkt worden in der berühmten Scene zwischen dem Kammerdiener und Lady Milford in „Kabale und Liebe“. Schon bei dieser Gelegenheit mochte dem Dichter die Gestalt Friedrichs von Hessen näher getreten sein. Dieser berühmte und berüchtigte Landgraf war am 14. August 1720 im Schloß zu Cassel geboren, bestieg am 1. Februar 1760 den Thron seiner Väter und starb am 31. Oktober 1785 — also gerade ein Jahr vor dem Abschluß des ersten Buches des Geistersehers. Sein Tod, der für das politische und Kultur-

leben bedeutungsvoll war, galt also noch als ein aktuelles Ereignis im Munde der Leute, als Schiller seinen Roman begann, während seit Karl Alexanders Tode schon ein halbes Jahrhundert verrauscht war.

Nun, dieser Friedrich von Hessen war auch als Erbprinz zum Katholizismus übergetreten und zwar im Jahre 1749, also im 29. Lebensjahre. Doch wurde diese Thatsache geheim gehalten, und erst im Jahre 1754 erfuhr sein Vater davon. Damals war Friedrich also 34 Jahre alt, nur ein Jahr jünger, als der Schillersche Prinz in seinem Bekehrungsjahre.

Die Bezeichnung, daß der Prinz der dritte Sohn seines Hauses gewesen sei, trifft allerdings hier ebenso wenig zu, wie bei Karl Alexander. Friedrich war, wie jener, der Neffe des regierenden Fürsten und ist übergetreten, ehe er formell Erbprinz geworden war. Aber er konnte damals schon längst wissen, daß ihm höchst wahrscheinlich die Regierung einmal zufallen würde, denn sein Oheim, Landgraf Friedrich I., war schon im Jahre 1720 durch Vermählung mit Ulrike Eleonore, der Schwester Karls XII., König von Schweden geworden. Nun hatte er, als er im Jahre 1730 den heimischen Thron erbte, seinen Bruder Wilhelm zum Statthalter in Hessen eingesetzt, und da er selbst kinderlos war, so konnte niemand daran zweifeln, daß Wilhelms Sohn Friedrich — eben unser junger Konvertit — einmal den Thron erben würde. Ja, als Wilhelm von dem Religionswechsel seines Sohnes Kunde bekam, da war er bereits seit drei Jahren (1751) durch den Tod seines älteren Bruders Friedrich in aller Form Landgraf von Hessen geworden. Der junge Friedrich war also als Prinz übergetreten, aber schon in sicherer Aussicht, daß er einmal Erbprinz werden mußte, und als seine Konvertierung bekannt wurde, konnte gerade dadurch seine sonst sichere Erbfolge nur in Frage gestellt werden. Und in der That war die Bestürzung der Hessen über dieses unerwartete Ereignis groß. Der streng reformirtgläubige Landgraf Wilhelm stiftete eine sogenannte Assekurationsakte zur Sicherstellung des evangelischen Glaubens in seinem Lande. Unter Anerkennung derselben mußte Friedrich auf die Grafschaft Hanau-Münzenberg, die im Jahre 1736 an Hessen-Cassel gefallen war, verzichten. Die Einkünfte aus

derselben wurden der jungen Gemahlin des Erbprinzen, Maria, Tochter Georgs II. von Großbritannien, und seinen Söhnen, Friedrich, Karl und Wilhelm, ausgesetzt. Prinz Friedrich lebte seitdem von Frau und Kindern getrennt und versprach, „nach seinem künftigen Regierungsantritt der katholischen Kirche aufser seinem Privat-Gottesdienste nicht das geringste weitere Recht einzuräumen, alle Entscheidungen über kirchliche Angelegenheiten den geheimen Ministerien und den Konsistorien zu überlassen und zu Staatsdienern, wie bisher, nur Protestanten anzunehmen.“ Die Assekurationsakte wurde unter die Garantie Englands, Preussens, des evangelischen Körpers zu Regensburg, Schwedens, Dänemarks und der Generalstaaten gestellt und den hessischen Landständen das Recht eingeräumt, nöthigenfalls die Hilfe dieser Staaten in Anspruch zu nehmen.¹⁾ Alles dieses mag als Beweis gelten für das ungeheure Aufsehen, das dieser plötzliche Religionswechsel des Erben eines der protestantischsten Fürstentümer Deutschlands überall erregte. Wohl möglich also, dafs in seinem Todesjahr auch die Erinnerung an diesen Schritt seiner Jugend im Gedächtnis der Menschen wieder auflebte und die Phantasie Schillers befruchtete. Sehen wir also zu, ob zwischen der Seelengeschichte des Mannes und derjenigen des Schillerschen Prinzen überzeugende Ähnlichkeiten bestehen!

Zunächst trifft jedenfalls auch hier, wie bei Karl Alexander, das zu, was von den frühen Kriegsdiensten des Prinzen gesagt wird. Wenigstens wurde der 20jährige junge Ehemann von seiner Gattin durch den Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges getrennt. Sein Vater ernannte ihn zum Generalmajor der hessischen Truppen, die im englischen Solde fochten. So stand er allerdings im Gegensatz zu Schillers Prinzen im Kampfe gegen die Franzosen, gegen die er auch in den folgenden beiden Jahren im österreichischen Niederlande und am Rhein focht. Später kommandierte er als Generalleutnant eine Abteilung Hessen, die dem Kaiser Karl VII. sein bayerisches Erbland wieder erobern halfen. Als dann in Schottland der Aufstand des Prätendenten Karl Eduard Stuart ausbrach, ging

¹⁾ Vgl. Wyfs in der Allg. dtsh. Biographie.

er mit seinen Hessen dorthin und wurde nach seiner siegreichen Rückkehr zum General der hessischen Infanterie ernannt. Auch nach seinem Übertritt zum Katholizismus war er militärisch thätig, trat aber diesmal auf die Seite Friedrichs des Großen und hat wirklich in der Schlacht bei Hastinbek mitgefochten. Die Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Prinzen leidet nur wieder darunter, daß dieser auf seiten der Franzosen gefochten haben soll.

Aber wichtiger als diese Äußerlichkeiten ist für unser Thema die innere Geschichte seines Übertritts. Hier handelt es sich nämlich wirklich um eine planvoll ausgeführte Intrigue. Doch konnten alle die hier gesponnenen Ränke nicht an ein religiöses oder philosophisches Bedürfnis, wie bei Schillers Helden, anknüpfen. Vielmehr waren es Leichtsinns und der Hang zu Äußerlichkeiten, die zuerst die Abneigung des jungen Friedrich gegen seine protestantischen Lehrmeister aufkommen ließen. Übereinstimmend erzählen seine Biographen, daß der junge Prinz in Genf, wohin er von Cassel zur weiteren Ausbildung geführt wurde, vom Protestantismus sich innerlich abzuwenden begann. Dem lebenslustigen Knaben, der von seinem 13. bis zu seinem 17. Jahre in der calvinistischen Stadt lebte, mißfiel die Strenge der Genfer Kirchenzucht, die sogar das Schauspiel als sündlich verbot. Dergleichen mochte in der Seele des werdenden Jünglings eine stille Sehnsucht nach dem Pomp des katholischen Gottesdienstes aufkommen lassen. Um seinem starken Hang zur Leichtigkeit zu steuern, vermählte man ihn wohl so früh mit jener englischen Königstochter. Aber die kriegerischen Ereignisse ließen ihn ja kaum an der Seite seiner Gattin leben. Als er dann aus Schottland zurückkehrte, hat er bei einem Besuche zu Neuhaus bei Paderborn in die Hände des Kurfürsten Clemens August von Köln seinen Übertritt zur katholischen Kirche beschworen. Sein Vater, Landgraf Wilhelm II., war gleichfalls im Schlosse anwesend, und doch konnte alles hinter dessen Rücken geschehen. Was den Prinzen zu diesem Schritt getrieben hat, ist noch nicht genügend aufgeklärt worden, doch sind sich die ernstesten Beurtheiler darüber einig, daß die Gründe mehr äußerer als innerer Art gewesen sein müssen, wie denn weder vorher noch

nachher der Prinz oder der spätere Landgraf religionsphilosophische Gespräche geliebt hat. Dem flotten jungen Lebeamann mag die katholische Rechtfertigungslehre durch äußerliche Buße und priesterliche Absolution bequemer erschienen sein, und der katholische Gottesdienst entsprach dem schönheitsdurstigen Sinn, den er sein Leben lang bekundet hat. Auch die Art, wie man die Seele des Prinzen bearbeitet hat, läßt sich nicht ganz deutlich durchschauen. Theodor Hartwig, der auf Grund sehr eingehender Studien im Casseler Archiv eine Schrift über den „Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel“ geliefert hat, meint darin (S. 23): „Die Beantwortung dieser Frage gleicht der Aufgabe, als wenn man ein nicht mehr vorhandenes Drama, von welchem man wohl den Grundgedanken und im allgemeinen auch die Motive der Handlung, auch die Charaktere der Hauptpersonen und Bruchstücke aus der letzten Scene, aber nicht einmal die Namen des gesamten Personals kennt, bis in das einzelne hinein rekonstruieren wollte. Aus dem Geständnis des Erbprinzen selbst wissen wir, daß die Handlung des Stückes sich über eine Zeit von etwa sieben Jahren erstreckte. Der Ort desselben wechselte immer mit dem Aufenthalte des Haupthelden. Die meisten Scenen scheinen am Hofe des kölnischen Erzbischofs und in Frankfurt gespielt zu haben. Ohne Zweifel hatte Clemens August, der Bruder Kaiser Karls VII., selbst eine Hauptrolle übernommen. Es erhellt dies mit Gewißheit aus verschiedenen Angaben, so namentlich aus einem Brief des Landgrafen an den Kölner Kurfürsten. In diesem Schreiben wurden, wie Wilhelm selbst Friedrich dem Großen mitteilt, dem Erzbischof verschiedene Umstände in das Gedächtnis geführt, welche sich mit dessen Amte und Wesen nicht wohl zusammenreimten, aber zu dem Bekehrungswerk den ersten Grund gelegt, ja alles ausgewirkt haben“. Worin jedoch diese verschiedenen Umstände bestanden, ist aus dem Briefe selbst nicht genau zu ersehen, denn wir erfahren nur, daß die Art, die Zeit und die Gelegenheit dieser Religionsveränderung nach des Prinzen eigenen öfters gemachten Äußerungen mit den einige Jahre zuvor, obwohl nicht mit Approbation des letztverstorbenen Kaisers, zu Frankfurt auf verschiedene Art mit

Verwendung von allerlei Personen von beiderlei Geschlecht stattgehabten Bemühungen in genauem Zusammenhang standen, und dafs sie als die beabsichtigte Folge von jenen unwidersprechlich anzusehen sind. Ebenso wenig giebt uns das Schreiben Aufklärung darüber, welche Personen sich bei dem Bekehrungswerk verwenden liefsen. Doch läfst sich glücklicherweise diese Lücke durch andere Nachrichten wenigstens zum Teil ausfüllen. Einmal enthält nämlich der (früher vom Autor schon angeführte) Brief der Frau von Asseburg vom 24. November 1754 die Notiz, dafs der kölnische Oberhofmeister, Herr von Asseburg, das Hauptwerkzeug bei dieser Bekehrung gewesen sei und zwar in so bestimmter Form, dafs wir an ihren guten Grund glauben dürfen. Eine zweite, wenn auch etwas undeutliche Spur, zeigt sich in dem Konzept zu jenem Schreiben des Landgrafen an Clemens August. In demselben stand nämlich ursprünglich anstatt der Worte ‚vermittelte Employierung von allerlei Personen von beidem Geschlecht‘ der nachher durchgestrichene Ausdruck: ‚Vermittelst Absendung einer bekannten Gräfin‘. Diese Wendung wurde aber nicht etwa deshalb geändert, weil man die angedeutete Thatsache für zweifelhaft gehalten hätte, sondern weil man, wie auch aus der ganzen Fassung des Schriftstückes zu ersehen ist, bemüht war, alle bestimmten Angaben zu vermeiden. Freilich läfst sich nun auch auf die Frage nach der Person dieser Gräfin aus den mir zugänglichen Quellen keine oder nur eine sehr unsichere Antwort geben. Aber wenn später, wo sich die Beziehungen des Erbprinzen zu den Katholiken ziemlich genau übersehen lassen, in den Berichten des hessischen Legationsrats Hichembach zu Frankfurt wiederholt eine Gräfin Leiningen, die Schwiegermutter des Fürsten von Löwenstein, als die Seele des gegen die Assekurationsakte gerichteten Komplotts bezeichnet wird, wenn wir erfahren, dafs der Übertritt des Prinzen in dem Mafse den Mittelpunkt ihrer ganzen Thätigkeit bildete, dafs sie sogar über alle Handlungen und Erlebnisse desselben genau Buch führte, und wenn wir endlich vernehmen, dafs sie mit dem Erzbischof von Köln in lebhaftem Verkehr stand, so ist es wohl erklärlich, wenn sich unsere Gedanken bei jenem Ausdrücke unwillkürlich zu ihr

wenden. Wie dem aber nun auch sein mag, aller Wahrscheinlichkeit nach haben aufser der Gräfin auch noch andere katholische Damen in dieser Angelegenheit ihrer Kirche gute Dienste geleistet. Auch durfte man ja bei dem bekannten Naturell des Prinzen mit Grund erwarten, dafs er sich durch Frauenhand am sichersten werde regieren lassen.“

So weit Hartwig. — Auch sein litterarischer Gegner Ferdinand von Pfister, der in seiner Schrift „Landgraf Friedrich II. und sein Hessen“ seinen Helden eifrig gegen die scharfe Beurteilung durch Hartwig verteidigt, sagt schliesslich S. 25:

„Nachdem kirchlicher Einflufs Friedrichs Neigungen bereits für den römisch-katholischen Gottesdienst empfänglich gemacht, sollte insonders der Verkehr mit dem Kurfürsten von Köln, Clemens August, dem Bruder des jüngst verstorbenen Kaisers, und mit dessen Kreisen, dem Oberhofmeister von Asseburg, der Gräfin von Leiningen, auch der nachherigen Landgräfin von Rottenburg u. a. m. die Handhabe werden für katholisch-weltliche Ziele, denen eine Verleitung des Erbprinzen zum Verlassen der Kirche seines Hauses und Landes behilflich sein sollte.“

Diese ganze Geschichte klingt immerhin schon mehr an das Thema des Geistersehers an als diejenige Karl Alexanders. Hier handelt es sich doch wirklich um kunstvolle Machenschaften, um einen klug berechneten Seelenfang. Freilich ganz anders ist dieser gestaltet, als in dem Schillerschen Bruchstück! Doch darf man nicht vergessen, dafs Schiller selbst die Intriguen, die im Hintergrunde des hessischen Hofes bei dieser Gelegenheit gespielt hatten, nicht genau kennen konnte. Was damals davon in die Öffentlichkeit gedrungen war, konnte immerhin genügen, um in der Seele des Dichters den Plan zu einem Roman, der Ähnliches behandeln sollte, entstehen zu lassen.

Wunderbar ist dabei jedoch die vollkommene Veränderung des Schauplatzes. Nichts in der Bekehrungsgeschichte Friedrichs weist auf Italien hin, und bei dem Vergleich zwischen dem historischen Erbprinzen von Hessen und dem erdichteten Prinzen Schillers mag auch hier oft das Lebensbild des ersteren bei

den Schillerbiographen vielfach getrübt worden sein. So schreibt z. B. Otto Brahm (Schiller II, S. 101):

„Und auch die kleineren deutschen Fürsten hatten durch Religionswechsel Aufsehen erregt, ein Landgraf Friedrich von Hessen etwa, der, wie Schillers Prinz von * * *, als Erbprinz in Italien gereist und später katholisch geworden war.“

Das heißt die Geschichte geradezu umdrehen! Vor seiner Bekehrung hatte Prinz Friedrich, wie wir gesehen haben, in seiner militärischen Laufbahn vollauf zu thun. Erst nachher begann er ein unruhiges Reiseleben, wesentlich um seinen Übertritt vor seinem Vater geheim halten zu können. Ja — es wird mit als ein Grund für seinen Glaubenswechsel angeführt, daß der Prinz eine geplante Reise nach Italien als Katholik glaubte besser ausführen zu können.

Merkwürdig dagegen klingt, was Brahm weiter über diesen Friedrich meldet:

„Von ihm wird ein seltsames Ereignis berichtet, das ins Jahr 1760 fällt: Auf einem Maskenball, in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar, Schlag 12 Uhr, trat ein Armenier an den Erbprinzen heran, zeigte auf die Saaluhr und sagte: ‚Hochfürstliche Durchlaucht, soeben ist der Landgraf gestorben.‘ Der Armenier verschwand; zwei Tage später aber brachte ein Kourier die Bestätigung der Todesnachricht nach Inhalt und Stunde. Dies Geschehnis griff Schiller auf, und stellte es an den Beginn seiner Erzählung: Ein Armenier tritt an den maskiert in Venedig lustwandelnden Prinzen heran und spricht: ‚Wünschen Sie sich Glück, Prinz. Um 9 Uhr ist er gestorben.‘ Und die Folge bestätigt dann, daß der Erbprinz von * * * zu dieser Stunde in der That verschieden ist.“

Diese Geschichte wird nun freilich in keiner der neueren ernsthaften Untersuchungen über den Übertritt des Erbprinzen von Hessen erwähnt — auch nicht einmal als Anekdote! Richtig ist allerdings, daß in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar Landgraf Wilhelm gestorben ist. Sollte nun die von Brahm benutzte, mir leider unbekannt gebliebene Quelle¹⁾

¹⁾ Diese Quelle ist übrigens Herr Dr. O. Brahm jetzt selbst nicht mehr bekannt, wie er auf eine briefliche, in meinem Interesse an ihn gerichtete Anfrage des hannoverschen Bibliothekars, Herrn Friedrich Tewes, erklärte.

vielleicht in ähnlicher Weise getrübt sein, wie Karl Bülaus Schilderung vom Übertritt Karl Alexanders? Sollte auch hier Schillers Erfindung nachträglich in die Biographie des hessischen Prinzen hineingeschlüpft sein, wie Kuno Fischer Ähnliches in Bezug auf jenen württembergischen Herzog nachgewiesen hat? ¹⁾ Dann freilich würde auch von der Ähnlichkeit Friedrichs von Hessen mit Schillers Prinzen von * * * nicht viel weiter übrig bleiben, als daß jener, wie dieser durch eine Intrigue zum Übertritt bewogen wurde, aber doch auf eine völlig andere Weise als der Held des Schillerschen Romans. —

Sind wir somit bisher auf der Suche nach einem geschichtlichen Vorbild für den klassischen Roman-Prinzen nur zum verneinenden Ergebnis gelangt, so gestaltet sich die Sache schon wesentlich anders, wenn wir uns dem dritten der in Frage kommenden bekehrten Prinzen zuwenden.

¹⁾ Vgl. S. 12 dieser Abhandlung.

IV.

Johann Friedrich von Braunschweig- Lüneburg und der Prinz in Schillers Geisterseher.

Unter allen historischen Persönlichkeiten, die bisher als Modell für den Prinzen in Anspruch genommen worden sind, erweist sich keiner in seinem inneren Werdegang so übereinstimmend mit der vom Dichter geschaffenen Figur, wie der interessante braunschweigische Herzog, dem Hannover in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht seinen ersten großen Aufschwung verdankt. Auch äußerlich genommen trifft, wenn wir von der Teilnahme an der Schlacht bei Hastinbek und von dem 35jährigen Alter absehen, alles übrige, was Schiller seinen Prinzen erleben läßt, in der wirklichen Biographie dieses Herzogs zu.

Der Prinz von * * * soll der dritte Prinz seines Hauses sein: Johann Friedrich (1625 — 1679) war der dritte Sohn Herzogs Georg des Streitbaren. Von Schillers Helden heißt es: „Eine nachlässige Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen.“ Johann Friedrich war in den Stürmen des 30jährigen Krieges groß geworden, aber er trug nicht die Anlagen zum Helden in sich. Im Gegenteil trennte ihn eine frühe Vorliebe für ernste Studien von seinen älteren Brüdern Christian Ludwig und Georg Wilhelm, sowie von seinem jüngeren Bruder Ernst August. Namentlich die beiden zuletzt genannten waren in inniger Freundschaft mit einander verbunden als waffenfrohe und liebesfreudige Lebemänner, während Johann Friedrich

sich am innigsten an seine Schwester Sophie Amalie anschloß. Sofort denken wir dabei an des geistersehenden Prinzen Schwester Henriette. Nun aber die Hauptsache! Johann Friedrich ist wirklich in seiner Jugend in Italien gereist. Venedig, Assisi und Rom sind die Stationen seiner Bekehrung gewesen, und diese Bekehrung ging wirklich aus der echtsten Überzeugung einer edlen Schwärmerseele hervor. Und wirklich waren religiöse und philosophische Gespräche die Veranlassung hierzu. Hier handelte es sich nicht, wie bei Karl Alexander, um den schlichten Soldatenglauben eines kaisertreuen Offiziers und nicht um die schönheitsbedürftige Sinnenfreudigkeit eines leichtlebigen Weltkinds, wie bei Friedrich von Hessen — nein, Johann Friedrich war durch die fromme Erziehung seiner Mutter Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt von frühester Jugend auf für tiefe Herzensfrömmigkeit gewonnen worden. War bei jenen beiden anderen der Ehrgeiz die Haupttriebfeder ihres Lebens, so konnte von Johann Friedrich das Wort gelten, das Schiller von seinem Prinzen sagt: „Sein Ehrgeiz war noch nicht erwacht.“ Während Venedig, damals der internationale Tummelplatz der vornehmen Lebewelt, seinem älteren Bruder Georg Wilhelm verhängnisvoll geworden war, so lebte Johann Friedrich dort eingezogen und still für sich. Vortrefflich paßt auf ihn Schillers Schilderung: „Das schöne Geschlecht war ihm gleichgültig.“ Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschten in seiner Gemütsart.

Köcher hat in seiner Geschichte von Hannover und Braunschweig von 1648 — 1714 ¹⁾ sehr ausführlich und aus gründlicher Kenntnis des Aktenmaterials diese ganze merkwürdige Bekehrungsgeschichte geschildert. Bei der großen Kirchenfeier des Jahres 1650 war in Rom einem holsteinischen Beamten in dänischem Dienst, Christoph von Rantzau, das Herz aufgegangen, und das philosophisch-theologische Zureden des damaligen Verwalters der vatikanischen Bibliothek, Lukas Holstenius, bewog ihn noch in demselben Jahre, sich öffentlich

¹⁾ In den Publikationen aus den k. preussischen Staatsarchiven XX, S. 351—381.

zum katholischen Glauben zu bekennen, wofür ihn Kaiser Ferdinand III. in den Grafenstand erhob. Als nun Prinz Johann Friedrich zum zweitenmal nach Italien reiste und sich dabei zunächst längere Zeit in Venedig aufhielt, kam er bald darauf auch mit dem neugeschaffenen und neubekehrten Grafen in Verbindung, und dieser wufste den neuen Freund schnell zu seinem neuen Glauben zu gewinnen. Anknüpfen konnte Graf Rantzau, wie es einst ihm gegenüber Holstenius gethan hatte, an die duldsamen Anschauungen eines der berühmtesten damaligen Theologen, der um jene Zeit an der braunschweigischen Universität Helmstedt wirkte: Georg Calixtus. Dieser kenntnisreiche und beredte Mann hatte es sich mit zur Lebensaufgabe gemacht, die Unterschiede der evangelischen und der christlichen Bekenntnisse überhaupt möglichst zu überbrücken. Unter dem Banner dieses berühmten Namens konnten nun Graf Rantzau und Holstenius dem jungen braunschweigischen Prinzen zunächst die anerzogene Furcht vor der katholischen Kirche benehmen. Dann aber scheint auf sein Gemüt alles das gewirkt zu haben, was in seine schwärmerische Veranlagung hineinklang. So soll er stundenlang den asketischen Übungen und sogenannten Fleischabtötungen frommer Klöster — wie es scheint, auch schon in Venedig — beigewohnt haben. Eine solche Theilnahme führte ihn auch einst nach Assisi in das dortige Minoritenkloster.

Hier beginnt nun die Ähnlichkeit zwischen dem Schillerschen Roman und der Lebensgeschichte des Herzogs geradezu überzeugend zu werden. Eine katholische Legende nämlich, die ich hier mit den Worten Köchers ¹⁾ wiedergebe, erzählt ein doppeltes Wunder beim Mefopfer, das sich in Gegenwart Johann Friedrichs vollzogen haben soll.

Das eine Mal habe die Anwesenheit des Herzogs und noch eines anderen Ketzers bei der Messe des Bruders Joseph die Hostie in der Hand desselben verhärtet, so daß er sie nicht zu brechen vermochte, am anderen Tage sei aus derselben Ursache überdies das Kreuz der Hostie erdunkelt und habe schwarze Farbe gezeigt. Der Mönch habe darob beide Male

¹⁾ S. 360—361 a. a. O.

vor Entsetzen aufgeschrien und sei erst nach heftiger Ekstase seiner Hostie Herr geworden. Wiewohl ihm die Anwesenheit der Ketzler verhehlt war, habe er sie doch an diesem Zeichen erkannt und nach so vielen Beweisen göttlicher Begnadigung durch seinen persönlichen Verkehr mit dem Fürsten das Herz desselben vollends erweicht. Am Abend des zweiten Tages demselben zufällig begegnend, habe er ihn, wie aus himmlischer Eingebung, mit seinem Gürtel umschlungen und ausgerufen: „Ich binde Dich zum Paradiese, verehere den heiligen Franziskus und thue, was die Mönche thun.“ Da habe der Herzog versichert, daß er katholisch sei und sich in das Album der herztragenden Brüder der heiligen Bruderschaft des Franziskus eingeschrieben. Bevor er jedoch das öffentliche Bekenntnis ablegte, sei er erst in die Heimat zurückgekehrt, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Das Jahr darauf (1650) habe er in Gegenwart der Kardinäle Facchinetto und Rapacciolo in die Hände des heiligen Joseph zu Assisi seinen Irrglauben abgeschworen.

„Allerdings“ — so setzt Köcher hinzu — „die Zeitangaben der Legende sind um ein Jahr verschoben, die Rückkehr des Herzogs in die Heimat ist erdichtet und dadurch die zwischen dem ersten und zweiten Besuche desselben in Assisi verstrichene Frist vergrößert worden. Aber die Thatsache, daß Johann Friedrich sich an dieser Stätte und vor diesem Mönche zu der katholischen Kirche bekannte, erklärt sich am leichtesten aus der Voraussetzung, daß ein früherer Besuch in Assisi denselben nachhaltig angeregt hat. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der Fürst sich einer dem Kloster unterstehenden Bruderschaft angelobt hat. Hat er sich doch selbst gegen Görtz ¹⁾ geäußert, er ‚sei anfangs willens gewesen, den Franziskaner-Orden anzunehmen‘ und dazu veranlaßt ‚insonderheit durch eines wegen großer Heiligkeit berühmten Franziskanermönchs bei denen allda celebrierten Messen angenommene wunderbare und gleich als aus einer Entzücklichkeit herführende Devotion‘.

¹⁾ Oberstleutnant Georg Sittich von Schlitz, genannt von Görtz, war im Auftrage des cellischen Hofes zu dem Prinzen nach Italien gesandt worden, um seine Bekehrung zu hintertreiben.

„Indem solche Eindrücke“ — so fährt Köcher fort — „das religiöse Gefühlsleben in Mitleidenschaft zogen, sekundierten sie den das Für und Wider abwägenden Unterredungen des Herzogs mit seinen römischen Freunden. Die überzeugenden Gründe der letzteren nahmen endlich seinen Verstand gefangen und zwangen seiner Gewissenhaftigkeit in unerbittlicher Konsequenz den Übertritt zur römischen Kirche ab. Ist doch ‚ein jedweder schuldig‘, so rechtfertigte der Fürst den letzten Schritt gegen seine Brüder, ‚wenn er einen richtigen Weg siehet, selbigen nachzufolgen und in Glaubenssachen vielmehr der Wahrheit, als der Gewohnheit anzuhängen‘. Und seiner Mutter schreibt er: ‚Gott zu dienen in einer Religion, so man befindet, daß nicht die wahre sei, als wie ich befunden, das die lutherische ist, halte ich für eine von den grössten Sünden, so einer begehen könne: denn das wäre recht dem heiligen Geist widerstrebet.‘ ‚Zudem‘, fährt er nachher fort, ‚ist auch kein Mensch nicht einen Augenblick seines Lebens sicher, zu geschweigen drei oder vier Monat. Und nachdem ich in meinem Gewissen mich überzeugt befunden, würde ich eine große Thorheit begangen haben, wenn ich sollte meine Seele in diese Gefahr gesteckt haben.‘ Der ‚besorgende erbärmliche Ausgang, wenn Gott ihn mittlerweile abforderte‘, liefs keinen Aufschub zu. Im Februar 1651 legte Johann Friedrich im Beisein des Grafen Rantzau und zweier Kardinäle in die Hand des Pater Joseph zu Assisi das römisch-katholische Glaubensbekenntnis ab. Nachdem er dann noch zum Gnadenbilde von Loretto gepilgert war, um dort zu beichten, kehrte er nach Venedig zurück.“

Soweit Köcher. Vergleichen wir diese Darstellungen mit Schillers Prinzen aus dem Geisterseher, so müssen wir geradezu staunen über die Übereinstimmung in den wichtigsten Momenten. Unter all unseren Kandidaten zum erstenmal ein Prinz, der wirklich in Italien zum Übertritt bewogen wurde! der wirklich währenddessen meist in Venedig lebte! der wirklich der dritte Prinz seines Hauses war! und — was die Hauptsache ist — der wirklich aus Überzeugung übertrat und dessen Übertritt wirklich durch vermeintliche Wundererscheinungen herbeigeführt wurde.

Dieser letzte Umstand gewinnt noch an Bedeutung, wenn wir uns fragen, was man denn zu jener Zeit von den Beweggründen des braunschweigischen Prinzen wußte? Ganz gewiß nicht alles das, was der Fleiß Köchers und seiner unmittelbaren Vorgänger aus den braunschweigischen und hannoverschen Archiven zu Tage gefördert hat! Daher konnten die Einzelheiten der Religionsgespräche, die später noch der bekehrte Fürst mit dem Professor Blume, dem jüngeren Calixt und anderen im Auftrage der Höfe zu Braunschweig und Celle entsendeten Protestanten hatte, damals weit weniger bekannt sein als dasjenige, was Köcher mit Recht die katholische Legende nennt. Sie war erzählt worden in einer Biographie jenes Paters Joseph, die Angelus Patrovicchius im Jahre 1753 in Rom herausgegeben hat, und die später von den Bollandisten ins Lateinische übersetzt wurde. Auch schon vorher war im Jahr 1722 in Rom eine Lebensgeschichte Josephs von Domenico Vernino erschienen. So konnte die Wundergeschichte durch mancherlei Kanäle in deutsche Bücher ähnlichen Inhalts fließen. Nun freilich — das Wunder selbst ist ein anderes als diejenigen, von denen Schiller erzählt. Doch handelt es sich ja auch nicht um einen historischen Roman, sondern nur um eine freie Dichtung, für die aus der Lebensgeschichte jenes braunschweigischen Prinzen nur die allgemeine Anregung hervorgegangen sein mag.

Freilich giebt auch das wieder zu denken. Würde es sich nämlich bei Schiller darum gehandelt haben, den Lebensgang Johann Friedrichs wirklich poetisch zu verwerten, so hätte kaum ein Grund vorgelegen, warum der Dichter nicht trotz aller Abweichungen in der Ausgestaltung der Handlung den Namen seines geschichtlichen Helden ruhig hätte beibehalten sollen. That er das doch in dem gleichzeitig entstehenden „Don Carlos“. Konnte er einer der bekanntesten Königsgestalten aus dem 16. Jahrhundert das von aller geschichtlichen Wirklichkeit abweichende Verhältnis zu dem Freiheitschwärmer Marquis Posa andichten — warum sollte ihm dann der Name des weit weniger bekannten braunschweigischen Herzogs aus dem 17. Jahrhundert so unantastbar erscheinen? Hatte Schiller die Namen Philipps II. und Don Carlos' später

beibehalten, als längst sich aus der Geschichte eine fast ganz freie Dichtung des Poeten entwickelt hatte, so kann der Grund dafür doch nur gewesen sein, daß Schiller für seine geniale Erfindung eine geschichtliche Beglaubigung bei seinen Hörern und Lesern erwecken wollte. Es sollte eben nicht von irgend einem „König“ in irgend einer beliebigen poetischen Zeit die Rede sein — nein, die furchtbare Wahrheit der Idee sollte bekräftigt werden durch einen Hintergrund geschichtlicher Wirklichkeit, nämlich durch den des grausamsten Zeitalters der spanischen Inquisition. Bekannte Namen und bekannte Zeitumstände sollten sofort die richtige Stimmung bei dem Leser, wie bei dem Hörer erwecken. Nun, hätte ganz dasselbe nicht auch von der Bekehrungsgeschichte Johann Friedrichs zu gelten? Ganz gewiß um so mehr, als auch der Schluß des Geistersehers, den Schiller ja nur ahnen läßt, eine starke Ähnlichkeit in der Idee wenigstens mit den politischen Folgen des Übertritts Johann Friedrichs aufweist. Der bekehrte braunschweigische Prinz war nämlich, nachdem er gegen alles Zureden seiner protestantischen Verwandten taub geblieben war, in Hinsicht seiner künftigen Stellung zu seinem Hause auf weit größere Schwierigkeiten gestofsen als seiner Zeit Friedrich von Hessen oder gar Alexander von Württemberg. Jenen beiden hatte man doch wenigstens für ihre Person das Recht der freien Ausübung ihres Bekenntnisses auch in der Heimat gestattet, dem appanagierten Prinzen des Hofes zu Celle aber schlug man anfangs sogar die rührende Bitte ab, auch nur in einem einzigen Zimmer seinen Gott auf seine Weise verehren zu dürfen. Dadurch sah sich Johann Friedrich von der Rückkehr in die Heimat abgeschnitten, und da man auch seine Einkünfte nicht erhöhen wollte, so mußte er es sich gefallen lassen, daß seine Freunde sich für ihn um einen Kardinalshut beim Papste bewarben, obgleich er dadurch in den Ruf kommen mußte, als habe er seinen Glauben nur gewechselt, um ehrgeizige Ziele erreichen zu können. Nachdem aber auch dieser Plan mißlungen war, wurde durch die Mutter eine notdürftige Aussöhnung des katholisch gewordenen Prinzen mit seinen evangelischen Brüdern herbeigeführt.

„Wir sehen seitdem den Herzog in der Fremde häufiger

als in der Heimat: bald weilt er bei seiner Schwester,¹⁾ der Königin von Dänemark, die ihm herzlich zugethan, bald hofiert er beim Kaiser oder knüpft mit anderen katholischen Fürsten nachhaltige Beziehungen an. Ohne Aussicht auf die Nachfolge in den Herzogtümern, ohne Teilnahme an den Geschäften, aber von dem unruhigen Drange, sich thätig zur Geltung zu bringen, durchglüht, spinnt er vergebliche Pläne, bald um die Koadjuterei des Stiftes Münster, bald um die Großmeisterwürde des deutschen Ordens. Da eröffnet ihm der Tod seines ältesten Bruders, des kinderlosen celleschen Herzogs Christian Ludwig (1665), die Stellung eines regierenden Herrn. Um dieselbe zu verbessern, wagte Johann Friedrich einen Staatsstreich. Nach dem Testament des Vaters stand die Wahl zwischen den Herzogtümern Lüneburg und Calenberg, die ewig ungeteilt bleiben sollten, dem ältesten Sohne zu, nach dessen Ableben also dem zweiten, Georg Wilhelm, der sich bislang mit dem kleineren Calenberg hatte begnügen müssen. Johann Friedrich gewann nun die einflußreichsten Räte und Offiziere des Verstorbenen und bemächtigte sich des reichen lüneburgischen Gebietes, dem sorglos in der Fremde weilenden Bruder zuvorkommend. Auf den Hilferuf Georg Wilhelms trat der Kurfürst von Brandenburg als Vermittler auf, Johann Friedrich aber setzte durch, daß auch Kur-Köln an den Traktaten teilnahm. Zugleich wurde auf beiden Seiten gerüstet, und die religiösen Gegensätze, die Europa entzweiten, schienen sich in diesem Bruderkriege von neuem entzünden zu sollen. Denn während die katholische Welt, Frankreich und der Kaiser voran, ihre Stimme für den Konvertiten erhob, rührte sich auf der andern Seite Schweden und rüstete Brandenburg für die protestantische Sache. Angesichts dieser Bewegungen willigte Johann Friedrich, um nicht sein Haus dem sicheren Ruin entgegenzutreiben, in die Anerkennung des Wahlrechts seines älteren Bruders unter dem Vorbehalt, daß die Objekte der Wahl gegen einander ausgeglichen würden, und Georg Wilhelm ließ es geschehen, daß das lüneburgische Fürstentum, welches er wählte, um die Landschaft Grubenhagen geschmälert ward. So ward

¹⁾ So berichtet Köcher in der Allg. deutsch. Biographie.

Johann Friedrich Herr von Calenberg-Göttingen-Grubenhagen (1665).“

So sehen wir hier geschichtlich einen frommen schwärmerischen jungen Prinzen nach seiner Bekehrung zum Katholizismus zu ehrgeiziger Thatkraft, ja zu rücksichtslosem Dreinschlagen sich entwickeln, wie er denn später auch ein höchst verdienstvoller, aber ein absoluter Herrscher geworden ist, der die letzten Reste einer landständischen Verfassung beseitigte.

Also ein ganz ähnlicher Entwicklungsgang hier, wie bei Schillers Prinzen von * * *. Sieht man von dem einzigen Unterschiede ab, daß der braunschweigische Prinz mit Brüdern zu thun hatte, der Schillersche aber mit einem „Cousin“, so kann man den Eindruck gar nicht mehr los werden, daß der Dichter hier Johann Friedrichs Werdegang psychologisch vertiefen will. Wer möchte daran zweifeln, daß die Fortsetzung des Romans auch diesen Prinzen zu einem Staatsstreich führen sollte — wo nicht gar zu etwas Schlimmerem?

Und dennoch, warum bleibt der Held der Dichtung immerwährend der Prinz von * * *? Schiller liebte es doch — wie damals schon Fiesko und Don Carlos bewiesen, und wie es später bei ihm geradezu zur Regel wurde — Liebe und Ehrgeiz bedeutender Persönlichkeiten vergrößert zu zeigen durch ihre Wirkung auf das Geschick der Völker und die Weltgeschichte. Ein wie reizvoller Vorwurf hätte es also gerade für seine Begabung sein müssen, der Bekehrungsgeschichte seines Prinzen eine höhere Bedeutung zu verleihen dadurch, daß er einfach das geschichtliche Bild nachzeichnet, mit dieser fast erfolgten Wiederbelebung des kaum beendeten 30jährigen Kriegs! Und wieviel eindrucksvoller konnte dies alles gestaltet werden, wenn er die geschichtlichen Namen beibehielt und das Kostüm des 17. Jahrhunderts wahrte!

Gewiss — er muß eine ganz dringende Veranlassung gehabt haben, die ihn nötigte, auf alle diese natürlichen Vorzüge seines Stoffes zu verzichten! Er wollte diesen in die Gegenwart hineinverlegen. Er ersetzte daher das „Mefswunder“ des Paters Joseph durch die Geistertheorien seiner eigenen Zeit. Er liefs die Geschichte, die sich im 17. Jahrhundert zugetragen hatte, im 18., also in seinem Jahrhundert spielen.

Und er schreibt erregt auf die ersten Seiten¹⁾ die Worte: „Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen imstande ist; man wird über die Seltsamkeit der Mittel erstaunen, die sie aufzubieten vermag.“ Zittert nicht ein Zorn durch diese Worte, als ob der Dichter mit innerster persönlicher Anteilnahme einem Stoff gegenübersteht, den er doch nur aus den verstaubten Büchern der Weltgeschichte hervorgesucht hat? Warum dies alles?

Ich glaube in dem Folgenden eine Antwort darauf geben zu können.

¹⁾ der Buchausgabe. — Im übrigen gebe ich die wörtlich angeführten Stellen stets nach dem ersten Druck in Schillers „Thalia“.

Elisa von der Recke und Prinz Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg.

Auf der ersten Seite des Geistersehers beginnt der zweite Absatz mit den Worten: „Auf meiner Zurückreise nach Kurland im Jahre 17 . . in der Karnevalszeit . . .“ Gewiß konnte Schiller den Grafen von O., den er als Memoirenschreiber des ganzen Romans fingiert, zum Gutsbesitzer machen, wo er immer wollte. Die Frage: warum gerade in Kurland? hätte also ästhetisch keine Berechtigung. Aber doch wundern wir uns unwillkürlich, wieso der württembergische Dichter, der in Mitteldeutschland soeben seine Flucht und Wanderjahre durchgemacht hatte, der in Bauerbach Zuflucht gefunden, in Mannheim Dramaturg gewesen war und jetzt in Dresden lebte, gerade Kurland nennt. Sollte ihm dieses so entlegene Ländchen nicht zufällig im Gedächtnis haften geblieben sein, weil jene sonderbare Frau, die in eben den Tagen zum erstenmal den Cagliostro öffentlich als Gaukler entlarvte, eine Schwester der Herzogin von Kurland war? Wir wissen, wie schon gesagt, durch Schillers Freund Körner, daß Cagliostros Thätigkeit Motive zu dem Romane hergeliehen hat. Nun hat Elisa von der Recke ihre epochemachende Schrift im Jahre 1787 veröffentlicht und darin zum erstenmal mit voller Deutlichkeit das ganze Treiben des Zauberkünstlers entlarvt. Man kann ihre lebhaften Schilderungen kaum lesen, ohne an den Geisterseherroman erinnert zu werden. Und doch ist meines

Wissens bisher dieses Buch nur selten und nur ganz oberflächlich in Beziehung zu Schillers Dichtung gebracht worden. So citiert Kuno Fischer¹⁾ das Büchlein *Elisas* und setzt hinzu: „Offenbar hat Schiller diese Schrift gekannt und sich die Schilderung der Beschwörungsscenen zum Vorbilde, das Jesuitenzeichen zur Weisung dienen lassen.“ Leider muß dem widersprochen werden. Da im Oktober 1786 das Manuskript für das 4. Heft der *Thalia* fertig von Schiller an Göschen geschickt wurde, und da hierunter sich das erste Stück des *Geistersehers* befand, so kann eine Schrift, die erst im Jahre 1787 erschien, darauf unmöglich eingewirkt haben. Kuno Fischer hat sich wahrscheinlich, als er jenen Satz niederschrieb, dadurch täuschen lassen, daß jenes *Thalia*heft erst im Jahre 1787 zur Ausgabe gelangte. Doch ist, wenn man alle diese Daten richtig zusammenhält, Kuno Fischers Vermutung unhaltbar.

Aber dennoch hat, wie ich glaube, eine Beziehung zwischen der geistreichen Frau und der ersten Idee von Schillers Roman bestanden. Um diese zu erkennen, müssen wir uns aber erst einen tieferen Einblick in die Verhältnisse verschaffen.

Elisabeth Charlotte Constanze, Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem, war am 20. Mai 1754 auf dem Gute ihrer adelsstolzen Großmutter geboren und von dieser hartnäckigen alten Starostin in einer eingepprägten, für das Gemüt wertlosen Buchstabengläubigkeit erzogen worden. Früh hatte daher eine gemüthvolle Leibeigene das Kind durch eine trostreiche Mystik mit dem wohlthuenden Glauben erfüllen können, daß der Geist des toten Mütterleins das verlassene Kind stündlich unsichtbar umschwebe. Die stille Sehnsucht nach einem Verkehr mit derartig abgeschiedenen Geistern hat darum Elisen lange nicht wieder verlassen. Weder die glücklichere zweite Hälfte ihrer Kindheit, herbeigeführt durch die Vermählung ihres verwitweten Vaters mit einer oberflächlich geistreichen munteren Aristokratin, die ihre beiden Stieftöchter, Elisa und Dorothea, in den ausgelassenen Kreisen des Adels und am üppigen Hofe des Herzogs Biron einführte, noch Elisens eigene unglückliche und bald geschiedene Ehe mit dem

¹⁾ Schillerschriften, 3. Heft. Schiller als Philosoph. S. 102—103.

Herrn von der Recke konnte diesen Hang in ihr ersticken. Ja, das gesellschaftlich drückende Gefühl, so jung schon eine geschiedene Frau zu heißen, im Verein mit dem frühen Hinscheiden ihres Kindchens und der jäh aus Straßburg eintreffenden Nachricht vom Tode ihres dort studierenden Lieblingsbruders Friedrich liefs sie vollständig zur mystischen Schwärmerin werden, die nachts gern über die Kirchhöfe wandelte und an den Gräbern ihrer Lieben deren Geister zu erblicken hoffte. In solcher Stimmung befand sie sich, als Cagliostro im Jahre 1779 in ihre Vaterstadt Mitau kam und von dem alten Grafen Medem und dessen freimaurerischen Freunden freudigst begrüßt wurde. Diese Männer verwechselten die edle Maurerei mit den Schwindelkünsten des lasterhaften Sicilianers und schöpften noch nicht einmal Verdacht, als dieser vorschlug, eine Loge mit neuem Ritus zu stiften, der — ganz gegen alle Freimaurersitte — auch Frauen sollten angehören können. Elisa wurde natürlich eines der ersten Mitglieder. Voll Sehnsucht erwartete sie, von ihm eine Beziehung zum Geisterreich erhalten zu können, und wurde schnell innerlich enttäuscht, als ihr verehrter Meister beständig nur von Goldmachekünsten, von dem Entdecken verborgener Schätze und von mehr dergleichen Äußerlichkeiten redete. Ja, eine Ahnung seiner gemeinen Denkart ging ihr auf, als er davon sprach, wie er diesen oder jenen Gegner aus Rache krank zaubern wollte — was ihrer naiven Gutherzigkeit die Furcht einflößte, als sei er im Begriff, von der christlichen weisen Magie zur teuflischen schwarzen „hinüberzuwanken“. Aus solchen Gründen widerstand sie seinem dringenden Begehren, sie nach Petersburg zu begleiten, wo ihm allerdings die Freundschaft einer geborenen Reichsgräfin von Medem eine willkommene Einführung am Hofe der russischen Kaiserin gewesen wäre. Schließlich reiste er unbegleitet dorthin, und die gar nicht mystisch veranlagte Katharina II. lachte vom Standpunkt ihrer geistreichen oberflächlichen Aufklärungsphilosophie französischer Herkunft den piffigen Gaukler herzlich aus. Mittlerweile wurde daheim in Mitau der jungen Frau Elisa immer mehr bange um ihren Cagliostro-Glauben. Viele seiner Vorhersagungen trafen nicht ein, nicht einmal die verborgenen

Schätze wurden an dem bezeichneten Ort gefunden, und bei den krank gezauberten Feinden des Hexenmeisters erschien der furchtbare Verdacht nur allzu begründet, daß hier weniger ein dienstbarer böser Geist des Cagliostro als vielmehr ganz gewöhnliches Gift die Hauptrolle gespielt habe. Ein väterlicher Freund, Hofrat Schwandener, benutzte solche Stimmungen Elisas, um sie gänzlich zu seinem rationalistischen Standpunkt hinüberzuziehen, und völlig gelang ihm das, als er seiner Schutzbefohlenen Lessings eben erschienenen Drama „Nathan der Weise“ geben konnte. Tief getroffen fühlte sie sich durch die Verse:

Begreifst du aber,

Wieviel andächtig schwärmen leichter, als

Gut handeln ist? . . .

War sie bis dahin, wie die meisten Mädchen der damaligen Zeit, eine begeisterte Anhängerin Lavaters gewesen, so verschloß sie nun seine Bücher, gab den Briefwechsel mit ihm auf und suchte alles, was Cagliostro in Mitau Merkwürdiges gethan hatte, möglichst rationalistisch zu erklären. Dabei blieb sie aber durchaus religiös, ja im Jahre 1781 erschienen von ihr geistliche Lieder, die auf den Rat ihres theologischen alten Freundes, des Propstes Neander, der berühmte Leipziger Komponist Adam Hiller bei einem Besuche in Kurland gelesen hatte und dann herausgab. Drei Jahre später mußte die junge Dichterin eine Reise nach Karlsbad zur Kräftigung ihrer Gesundheit unternehmen. Ihre Freundin und Reisebegleiterin Sophie Becker¹⁾ hat uns den fast dreijährigen Aufenthalt der merkwürdigen Frau in Deutschland in ihrem Tagebuche geschildert. Ungeheures Aufsehen erregte die wandernde Dame, die mit einer wahren Leidenschaft überall die Dichter und Gelehrten aufsuchte und sogleich in lebhafte Gespräche verwickelte. Um so leichter gelang es ihr, überall Zutritt zu finden, da sie selbst einer der ältesten und vornehmsten Familien Kurlands entstammte und da obendrein ihre jüngere muntere, ganz irdisch gesonnene Schwester Dorothea

¹⁾ Vor hundert Jahren, Elisa von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784—1786 nach dem Tagebuch ihrer Begleiterin Sophie Becker, herausgegeben und eingeleitet von Lic. Dr. G. Karo und Dr. M. Geyer. Stuttgart, bei Spemann.

mittlerweile Gattin des Herzogs Biron geworden war. In einem großen altmodischen Wagen, den sie scherzhafterweise das „kurische Haus“ nannte, den zwanzig Pferde zogen und sechs Postillone leiteten, fuhr Elisa in Gesellschaft zweier Freundinnen und ihres Hausarztes im Juli 1784 zunächst über Liebau nach Königsberg, wo sie Kant und die Gräfin Kaiserlingk kennen lernte, und von dort über Danzig, Stolp, Stargard und Schwedt nach Berlin, überall von fürstlichen Persönlichkeiten und großen Geistern begrüßt. Aber die erste volle Begeisterung der Damen wurde in Dresden geweckt, wo sie am 17. August 1784 zum erstenmal eintrafen. Hier fühlten sie sich ganz besonders durch die Gräfin Christina von Brühl mit ihren wunderbar schöngestigen Manieren und ihrem bildnisgeschmückten Garten im Thal von Seifersdorf angezogen. Und herzlich begrüßte sich Elisa mit den zufällig anwesenden Klopstock-Jüngern Ebert und dem Grafen Stolberg. Dann ging's nach Karlsbad weiter, dem Sammelpunkte so vieler schöner Geister und so vieler schöner Seelen. Da die Kur diesmal noch nicht ganz befriedigend gelang, beschloß Elisa, den Winter über in Deutschland zu bleiben. Zunächst ging's wieder über Teplitz nach Dresden, wo abermals die Gräfin „Tina“ und vor allen Dingen der Kapellmeister Naumann und der gelehrte Neumann die Hauptfreunde waren. Mit leidenschaftlicher Sehnsucht verlangte Elisa dann nach Leipzig, dessen sämtliche Gelehrte sie schon von Kurland aus in einem langen Gedicht besungen hatte. Auch in Halle wurde mit den Professoren geplaudert, und in Dessau umarmte man die leidenschaftlich empfindsame Lavater-Schülerin Fürstin Luise. Das eigentliche Winterquartier wurde dann in Wülferode aufgeschlagen, dem ländlichen Besitz Göckingks, des damals noch so hoch gefeierten Dichters der „Lieder zweier Liebenden“. Von da aus wurden Ausflüge nach Göttingen und den thüringischen Orten gemacht. Vom 12. Dezember 1784 bis Anfang Januar 1785 lebten die Damen in Weimar, wo sie von Bode empfangen wurden und dem ganzen Goetheschen Kreise sowohl, wie der Herzogin und allen Damen des Hofes nahe traten. Dann gings nach Wülferode zurück, bis der Mai 1785 die erneute Fahrt nach Karlsbad nötig machte, wobei wiederum Dresden auf ein paar Tage

besucht wurde. Dann tummelte man sich in dem beliebten Badeort wieder mit gröfseren Berühmtheiten der Höfe, der Mode, der Litteratur und der Künste umher. Zum Zweck einer Nachkur ging es dann über Bayreuth, Würzburg, Bamberg und Frankfurt nach dem Badeort Brückenau. Aber die plötzliche Kunde von einer schweren Erkrankung ihres geliebten Vaters veranlafste Elisa zu dem Versuch einer schleunigen Heimkehr. Da sie jedoch schon in Frankfurt von der Todesnachricht ereilt wurde, so beschlofs sie, körperlich und geistig völlig erschöpft, den Winter über in Berlin zu bleiben, wo damals ihre Schwester, die Herzogin Dorothea, ihre glänzenden Gesellschaftsgaben entfaltete. Und hier geschah es nun, dafs Elisa plötzlich gezwungen wurde, in der Frage des Geistersehens öffentlich Stellung zu nehmen.

Hatte sie doch auf ihrer ganzen Deutschlandreise von dieser Frage nicht loskommen können! Hatte sie doch, soviel geistvolle fürstliche oder bürgerliche Damen sie kennen lernte, auch fast ebensoviele Lavater-Schülerinnen in ihnen entdeckt! Und Lavater war ja damals der allbekannte Geistersucher. Seit den Tagen, wo er in Goethes Hause in Frankfurt a. M. dem alten Fräulein von Klettenberg gebeichtet, wie sehr seine weltberühmte Frömmigkeit innerlich von heifsen Zweifeln bedrängt wurde, hatte ihn die verzehrende Sehnsucht nicht verlassen, einmal durch das Erscheinen eines Geistes sichere Bürgschaft aus dem Jenseits zu erhalten. Von diesem ehrlichen faustischen Drange verführt, sah er in jedem öffentlich auftretenden Wunderthäter einen rettenden Messias seiner Geisterhoffnung. So schwärmte er vorübergehend für Mesmer, den Erfinder der magnetischen Kuren in Wien, der so lange abgöttisch verehrt worden war, bis die mißglückte Kur des blinden Fräuleins Paradeis ihn in den Ruf eines Betrügers brachte. So hatte Lavater schon einmal den jungen Goethe mitbegeistert für den gesundbetenden Pfarrer Gafner, so hatte er unter Vermittlung seiner Freundin Branconi Annäherung an Cagliostro gesucht; aber den ehrlich zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Zweifler hatte der rohe und selbstsüchtige Betrüger anfangs hinter das Licht geführt und dann beleidigt. Bei so viel Enttäuschungen steigerte sich die heifse

Geistersehnsucht des Predigers von Zürich zur fieberischen, ja krankhaften Erregung und gab ihn in seinen letzten Lebensjahren öfters dem Gespött preis, da er den sehnsuchtsvoll erflehten Sendling Gottes bald in jeder auffallenden Erscheinung zu erkennen glaubte und lose Buben den Wundertrieb des seltsamen Ringers zu ruchlosen Scherzen mißbrauchten. Aber in den achtziger Jahren war der geistreiche Schwärmer, den um seines bezaubernden Wesens willen selbst der junge Goethe den liebsten aller Menschen genannt hatte, noch der unbestrittene König aller empfindsamen Herzen. In jedem Sommer wallfahrteten nach Zürich zahllose Reisende, die in ihm die größte Merkwürdigkeit der Stadt sahen. Erzählte man doch, daß der berühmteste französische Arzt in Genf nicht häufiger aufgesucht werde als dieser noch berühmtere Seelenarzt, so daß schließlich Spottlieder darüber in Zürich umgingen. Junge Mädchen und erwachsene Frauen erwählten ihn zu ihrem Beichtvater, dem sie regelmäsig brieflich über ihr Inneres berichteten.

Elisa von der Recke hatte, wie gesagt, selbst in ihren jungen Jahren zu den eifrigsten Lavater-Schwärmerinnen gehört, und nun, wo sie mit einer so völlig veränderten Weltanschauung die Reise durch Deutschland machte, fand sie lauter Genossinnen des von ihr verlassenen Standpunktes. Die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau war gerade damals, als Elisa sie zum erstenmale begeistert in ihre Arme schloß, ein Beichtkind des Züricher Seelenhirten geworden. In Weimar traf Frau von der Recke mit Frau von Lengefeld und ihren beiden Töchtern zusammen, eifrigen Lavater-Schwärmerinnen. Ja, gerade der Aufenthalt in Weimar ist so recht bezeichnend für das, was die fahrende Frau allerorts mit ihren geistreichen Geschlechtsgenossinnen zu verhandeln hatte. Lesen wir nur in Sophie Beckers Tagebuchblatt vom 31. Dezember 1784:¹⁾ „Bis sieben Uhr abends waren wir mit den beiden Wurmb's und der Frau von Lengefeld bei der Gräfin²⁾. Sie hatte, unsere

¹⁾ a. a. O. S. 89.

²⁾ Bernstorff.

Neugierde zu befriedigen, den Herrn Obereit¹⁾ auch zu sich gebeten. Dieser Mann ist uns durch Zimmermanns Einsamkeiten zuerst bekannt geworden. Er ist Geisterseher; sein berühmtestes Werk heisst: Sieg der Einsamkeit über die Welt. Er glaubt, dass in allen Körpern die sonst benannten, wesentlichen Eigenschaften Wirkungen gewisser Kräfte oder Geister aufser ihnen sind, z. B. die Schwere ist eine Kraft, Leichtigkeit eine etc. Die vorzüglichsten Eigenschaften jeder Kraft sind Zusammenziehung und Ausdehnung; damit man aber ja nicht an Materie dabei dächte, setzt er hinzu: eine unzerteilbare Ausdehnung. Je fester sich also eine Kraft in einen Punkt zurückzieht, je stärker ist sie. Dieser Satz leitet ihn nun auf die Fähigkeit der menschlichen Seele, Dinge zu wirken, die unseren vulgären Augen Wunder scheinen. Je mehr sich der Geist des Menschen vom Körper ab- und in sich selbst zurückzieht, je gröfser wird seine Kraft. Nun erzählt er uns ein Beispiel von seiner seligen Liebsten, welche es in der Absonderung des Geistes vom Körper so weit gebracht hätte, so dass sie von allem, was um sie her vorgegangen ist, in ihren Gedanken und inneren Geschäften der Seele nicht hat können gestört werden. — Wir brachten ihn auf Lavater, und da erzählte er uns folgendes: Als Lavaters Freund Felix gestorben war, hat ersterer durch Fasten und Beten die Gabe erlangen wollen, Tote zu erwecken, welche er dann zuerst an seinem geliebten Freunde hat versuchen wollen. Nachdem er den Versuch acht Tage getrieben, schreibt er an Obereit, klagt ihm seinen schlechten Erfolg in der Kraft zu erwecken, schickt ihm auch in fremden Charakteren ein zu seinem Zwecke verfertigtes Gebet. Dieses ist nun recht flammend und himmelstürmend gewesen. Obereit giebt ihm in einem Schreiben zu erkennen, dass gerade dieser himmelstürmende Eifer ihn unfähig mache, seine Kraft zu konzentrieren und dass er doch erst den leichteren Versuch machen sollte, den Geist seines Freundes sich nahe zu bringen, und nicht gleich darauf zu

¹⁾ Jakob Hermann Obereit (1726—98), geb. in Arken im schweizerischen Kanton Thurgau, bekannt aus Goethe und Schillers Briefwechsel, weil er als 65 jähriger, mittelloser Greis noch in Jena Philosophie zu studieren begann (1791).

denken, ihn wieder in seinen entseelten Körper zu bringen. Dafs ersteres möglich sei, sähe er an seiner Liebsten, die, ob sie gleich vielleicht noch mehr Lebhaftigkeit als Lavater besäße, doch ihre meiste Kraft in Stille und Ruhe des Geistes bewiese. Ihre entkörperte Seele wäre einem hellen Spiegel ähnlich, wo sich die unsichtbaren Dinge abdrückten. Nun bittet Lavater, seine Liebste sollte doch den Geist seines Freundes zu sprechen suchen. Gut, die Frau erhält seine herzliche Bitte, das Gemüt von ihr angefüllt, legt sie sich des Abends in ihr Bett in vollkommener Ruhe der Phantasie, und da empfindet sie auf einmal eine solche angenehme Freudigkeit, und ihre Seele erhält die lebhafteste Vorstellung von der Seligkeit des Freundes Felix. Sie hört gleichsam das dreimal Heilig und die Versicherung, dafs Felix in die Chöre der Cherubim aufgenommen sei.“ Soweit Obereit.

Drei Tage vorher hat Sophie von einer Hofgesellschaft berichtet:

„Den Abend kam noch die Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern und ihrem Schwiegersohne, Herr von Beulwitz, der Herr von Stein nebst seiner Gemahlin, Herr von Schardt mit der seinigen . . .“; dann heifst es weiter: „Jeder stimmt darin überein, dafs Lavater bei einer persönlichen Bekanntschaft verehrt und geliebt werden mufs, und dafs seine Gewalt über der Menschen Herzen grofs ist. — Wir Frauenzimmer verplauderten die Zeit bis zur Abendmahlzeit recht angenehm, sprachen von Geistersehen, Ahnungen und dergleichen. Ich mufs doch den Weibern in Deutschland die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs sie allgemein kultivierter sind als die Kurländerinnen. Die Frau von Stein sagte bei einigen Beispielen von Ahnungen, sie hätte einmal eine Erklärung dieser Seelenkraft gelesen, welche ihr recht wohl gefallen. Hier ist sie: ‚Die Seele ist eine dunkle Vorstellung aller Welt und aller ihrer Verhältnisse; dann und wann tritt eine derselben ins Helle, und die Seele wird sich derselben deutlich bewußt. Der Mensch sagt alsdann zukünftige Dinge mit der nämlichen Gewifsheit als die gegenwärtigen.‘ — Recht gut! Wer sich nur das comment erklären könnte.“

So sprach man in den geistreichen Gesellschaftskreisen damals gern und viel vom Geistersehen und von Geistersehern. Aber in demselben Weimar machte Frau von der Recke auch eine andere Bekanntschaft, die recht dazu geeignet war, all diesen neuen mystischen Lockungen gegenüber sie in ihrem rationalistischen Standpunkt zu befestigen. Das war J. J. Chr. Bode, der ja bekanntlich seit 1778 als Sekretär der Gräfin von Bernstorff in Weimar lebte. Als ehemaliger Freund und Verleger Lessings aus der Zeit der Hamburger Dramaturgie befand er sich immer noch auf dem Standpunkt der allgemeinen Aufklärung, war dabei bewandert wie Lessing selbst in den Geheimnissen des Freimaurer-Ordens, ohne sie mystisch aufzufassen, und stand in Verbindung mit den aufklärerischen Lessingfreunden Berlins. Er war der Frau von der Recke von Weimar aus am 8. Dezember 1784 bis Erfurt entgegengefahren und hatte die Damen zwei Tage später nach Weimar hineingeleitet, wo er sie in alle maßgebenden Kreise einführte. Gewiß hat er seinen Schützlingen später in Berlin einen intimeren Verkehr mit seinen Gesinnungsgenossen eröffnet; denn, während die reisenden Frauen anfangs beim ersten Besuche von Berlin ziemlich enttäuscht gewesen waren, so finden wir sie jetzt schnell in nahen Beziehungen zu Nicolai, Ramler und Biester. Ende August 1785 knüpfen sich diese Beziehungen an, und mit Ausnahme eines Ausfluges nach Pymont im September und eines Besuches in Hamburg im Oktober blieben die Frauen den Winter über in Berlin, in dessen Nähe der Herzog Peter Biron von Kurland das Schloß Friedrichsfelde gekauft hatte. Dort hinaus fuhr Elisa in jeder Woche ein paar Mal mit ihrer Freundin, und der Umgang mit ihrer herzoglichen Schwester, die in ihren Kinderjahren schon nichts hatte von Cagliostro wissen wollen, mochte mit dazu beitragen, daß Elisa sich völlig von der Geisterwelt lossagte.

Weit bedeutender aber war natürlich der Einfluß des Nicolaischen Kreises. In Sophie Beckers Tagebuch lesen wir: ¹⁾ „In dem Hause des Herrn Nicolai bin ich oft und bringe meistens die Abende da zu, wenn Elise die Höfe besucht. Er

¹⁾ S. 187 a. a. O.

lebt glücklich in dem Zirkel seiner angenehmen Familie. Nie sah ich einen thätigeren Mann als Nicolai, und der bei der drückenden Last von Geschäften so viel Munterkeit des Geistes behält, welche ihn zum angenehmsten Gesellschafter macht, wenn er des Abends in einem Kreise gewählter Freunde zu Tische sitzt; hier lernt man in wechselseitigen Gesprächen die wichtigsten Entdeckungen und die neuesten Begebenheiten der gelehrten Welt kennen.“ — Bei Nicolais silberner Hochzeit (12. Dezember 1785) wirkten die kurländischen Damen sogar mit bei der Festaufführung in seinem Hause.¹⁾

Und einen recht deutlichen Eindruck gewährt uns die Notiz vom 28. September 1785:²⁾

„Heute morgen waren Nicolai, Biester und Stolberg bei Elisen. Diese in Denk- und Empfindungsart so verschiedenen Menschen unterhielten sich dennoch sehr gut miteinander. Stolberg hat wirklich einen philosophischen Geist. Es wurde, wie es jetzt gewöhnlich ist, von Geistersehern und Jesuitismus gesprochen, und da gefiel mir Nicolais Anmerkung sehr gut, dafs alle die Auftritte mit einem St. Germain, Mesmer, Cagliostro etc. nichts Neues sind, die man geradezu unserem Jahrhundert zur Last legen kann, sondern dafs die seit kurzem herrschende Freiheit zum Schreiben die Dinge den vulgären Augen nur aufgedeckt hat, und dafs es zu hoffen stände, dafs eben diese Freiheit den Ränken der Jesuiten am kräftigsten entgegengesetzt werden könne.“

Fritz Stolberg, der gerade zum Besuch in Berlin war, stand als echter Klopstock-Jünger mit seiner ganzen Schwärmer-natur in einem natürlichen Gegensatz zu Nicolai und seinem nüchternen Kreise. Biester gab seit 1783 mit dem bekannten Pädagogen Gedike die „Berlinische Monatsschrift“ heraus. Diese stand von vornherein im strengen Sinn im Dienste der Aufklärung. An den ersten Jahrgängen war Moses Mendelssohn noch Mitarbeiter, und auch dieser verkehrte damals bei Elisa und der Herzogin von Kurland. Als er starb,³⁾ waren die Kurländerinnen noch in Berlin. Herzogin Dorothea sandte an

¹⁾ A. a. O. S. 222.

²⁾ A. a. O. S. 190.

³⁾ A. a. O. S. 232 (4. Dezember 1785).

Elisa die Trauerkunde: „Unser großer, weiser Mendelssohn ist diesen Morgen entschlafen. — O, wie laut sprachen unsere Thränen: ‚Er ist nicht mehr!‘ Und das mußten wir hier noch erleben!“ Die Monatsschrift brachte später ein Gedicht von Sophie Beckers Bruder, Prediger in Neuenaug in Kurland, das überschrieben ist: An Elisa, den 20. Jänner 1786.¹⁾

Du weinst, Elisa? — Wohl! Gesegnet sei die Zähre,
Der Seufzer, der aus vollem Herzen bricht!
Du wärest nicht Elisa, wäre
Dein Herz zu starr für diese Pflicht!
Und nimmer würd' ich mehr an schöne Seelen glauben,
Könnst' eine Blasphemie — die manche Kanzel spricht! —
Dem klaren Seelenaug' das Licht,
Und, ach! den schönsten Kranz, den nur die Liebe flicht,
Dem edelsten der Herzen rauben,
Und weinstest Du — weil ihm ein Kreuz gebricht —
Am Grabe unsers Moses nicht!
Und fühltest nicht bei seinem Aschenkrüge
Die süße Wehmut, die in Phädon's Busen drang,
Als seines Lehrers Geist mit edlem Götterfluge
Dem dumpfen Kerk' sich entschwang! . . .

Obwohl nun Moses Mendelssohn seinen Lieblingsgedanken — den von der Unsterblichkeit der Seele — auch im Hause der Herzogin von Kurland mit Elisa gern verhandelte, so war er doch ein ebenso energischer Gegner der Möglichkeit irdischer Geistererscheinungen.

Ein hübsches Stimmungsbild giebt uns wiederum Sophie Becker.²⁾

„. . . Die Herzogin blieb bei Elisen. Bald darauf kam Moses Mendelssohn, Stolberg und Rosenstiel. Das Gespräch wurde sehr interessant, und es war mir eine rechte Augenweide, den liebenswürdigen Philosophen mit dem Judenbarte im Gespräch mit ein paar reizenden Weibern zu sehen. Die Hauptgespräche waren über die Unsterblichkeit der Seelen, ob es ein angeborenes Gefühl zwischen Kindern und Eltern giebt, und von Todesstrafen. Diese Dinge sind schon in so viel Büchern behandelt, und da heute eben nichts Neues darüber gesagt wurde, will ich das Gesprochene nicht hersetzen. Nur eine

¹⁾ Aber erst abgedruckt in der Berlinischen Monatsschrift im Juli 1786.

²⁾ A. a. O. S. 191. 29. September 1785.

Anekdote von der Herzogin. Sie erzählte als einen Beweis, daß die menschliche Seele einen vorhergegangenen Zustand ahnt, und daß er auch gewesen sein mußte, daß ihre Tochter in ihrem zweiten Jahre einmal vor das (!) Bild des sterbenden Darius Kodomannus gestanden und gefragt habe, wenn das geschehen sei. „Schon sehr lange“, und man hat ihr die Länge der Zeit sinnlich zu machen gesucht. „Ach Mama, da war ich wohl ganz klein?“ „Warum“, sagte die Herzogin zu Mendelssohn, „dachte das Kind zuerst an ihr Dasein, da sie sich doch nichts von der Sache zu erinnern wußte? Es liegt also schon in uns das Gefühl, daß wir gewesen sind und also noch sein werden.“ Mendelssohn schien das mit Vergnügen zu hören, riet auch der Herzogin, sich nicht durch gelehrtes Geschwätze über die Unsterblichkeit ihre natürliche warme Überzeugung davon rauben zu lassen.“

Diese Vorstellung von der Seele als etwas, das vor der Geburt schon da war und nach dem Tode noch sein wird, paßt ja vortrefflich zu den berühmten letzten Paragraphen von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ und ebenso gut zu Platon-Mendelssohns Phädon. Diese ganze Unsterblichkeitslehre war daher den Berliner Lessing-Jüngern etwas ebenso Unantastbares wie die Verehrung der Freimaurerei. Aber mit grimmigem Zorn verfolgte man in diesen Kreisen alles das, was von der mystischen Erscheinung solcher unsterblichen Seelen handelte. Je mehr Bischofswerder und die Seinen den jungen Friedrich Wilhelm von Preußen durch trügerische Vorspiegelungen solcher Geistererscheinungen mit Hilfe von Hohlspiegeln und Rauchsäulen in ihren Bannkreis zu ziehen suchten, um so mehr erblickten die Berliner Aufklärer in all diesen Dingen nur verschmitzt ersonnene Mittel geheimer Gesellschaften, die im Dienste des Katholizismus und der Jesuiten arbeiteten. Das Wort Krypto-Katholik wurde das neueste Schlagwort, und mit einer geradezu fieberhaften Angst witterte man überall verkleidete Jesuiten¹⁾. Man erzählte und

¹⁾ Auch Obereit wurde in der Berlinischen Monatsschrift einmal heftig angegriffen (VI 1785 Aug. S. 161), wo er nur „berüchtigter Herumläufer“ genannt und als Sendbote der Jesuiten behandelt wird. Seine „Apologie“ wurde nur sehr auszugsweise von der Berl. Monatsschr. VII, 1786, Februar, 189—191, wiedergegeben.

fabelte von evangelischen Pastoren, die noch weiter öffentlich ihres Amtes walteten, obgleich sie längst in irgend einer geheimen Gesellschaft halb unbewußt die sieben Priesterweihen erhalten und geheimen Oberherren unbedingten Gehorsam geschworen, hinter denen sich — den Schwörenden selbst vielleicht unbekannt — der Papst verberge. Die Berliner Redensart: „Das ist ja um katholisch zu werden!“ stammt sicherlich noch aus jenen Zeiten. So wimmelt denn die Berliner Monatsschrift von Anfang an von Artikeln, die sich entweder damit beschäftigen, Geistergeschichten — wie die Sage von der weisen Frau im Berliner Schloß — aufzuklären oder sie auf katholische Einflüsse zurückzuführen. Lavater selbst hatte es schon früher durch sein wenig taktvolles Auftreten gegenüber Mendelssohn mit dieser ganzen Gruppe verdorben. Als der Züricher Geistliche aber nun gar in der Öffentlichkeit als Begünstiger der Geisterseher bekannt wurde, da verstanden die trockenen Herren Biester, Nicolai und Genossen das qualvolle Ringen dieser suchenden Seele nicht. Ihnen ward der phantasievolle evangelische Prediger schnell zum Krypto-Katholiken — um so mehr, als er einmal in einem Gedichte die rituellen Unterschiede als belanglos gegenüber der gemeinsamen Jesus-Verehrung beider Konfessionen bezeichnete. Die Berliner Monatsschrift veröffentlichte das Gedicht,¹⁾ das schon am 21. März 1781 entstanden und in der Sammlung von Lavaters vermischten gereimten Gedichten vom Jahre 1765—1785 „für Freunde des Verfassers“²⁾ abgedruckt war (S. 61 ff.), und in der nächsten Nummer schon³⁾ parodierte es K. Semler in zornig höhrenden Gegenstrophen.

Alle diese Strömungen, die während Elisas Aufenthalt in Berlin teils schon im Gange waren, teils sich erst entwickelten, mußten stark auf ihr Gemüt wirken, um so mehr, da sie in Weimar schon durch Bode in die Gedankengänge der Berliner Aufklärer eingeführt war. Und nun sollte sich bald eine Gelegenheit finden, wodurch die kühne Frau sich gezwungen sah, öffentlich in dieser Sache Stellung zu nehmen.

¹⁾ „Wenn nur Christus verkündigt wird“, Berl. Monatsschr. VIII, Oktbr. 1786, S. 348—353.

²⁾ Winterthur 1785.

³⁾ November 1786, S. 455—469.

Cagliostro war nämlich mittlerweile nach Frankreich gegangen und dort — diesmal allerdings ohne seine Schuld — in die widerwärtige Halsbandgeschichte des Kardinal Rohan verwickelt worden. Nach Verbüßung einer Bastillenhaft wurde der berühmte Zaubermeister im Mai 1786 aus Paris ausgewiesen. Um seinen Ruf in der Öffentlichkeit wieder herzustellen, berief er sich auf die Namen der Großen, die ihm einst Glauben geschenkt hatten, und so ging denn auch der Name des Grafen von Medem und seiner Verwandten in Verbindung mit dieser neuesten Skandalgeschichte durch die Welt.

Frau von der Recke war damals, Februar 1786, wieder in ihrer kurischen Heimat angelangt. Da schickte sie denn ihre erste öffentliche Kriegserklärung an ihre Berliner Freunde. Es war scheinbar ein harmloses Gedicht: „An Herrn J. M. Preifslers, Professor bei der königlich dänischen Akademie der Künste.“¹⁾ Elisa bedankt sich darin bei diesem Maler öffentlich für ein wohlgelungenes Bildnis ihres verstorbenen Vaters, das sein Schüler Darbes ihr gemalt hatte, und lobt dabei den Künstler über alle Mafsen. Aber sie beginnt mit den bezeichnenden Versen:

Die Wunderkunst, nach echter Schwärmer Sinn,
Abwesende, ja Tote darzustellen,
Lockt' einst zur Zauberin
Selbst einen stolzen König hin.
Wie leicht verführt in hundert Fällen
Das Herz den Kopf! — Auch läßt sich gern
Die liebe Phantasie von schlauen Mystikern
Durch süße Täuschungen bethören.
Dann schwingen sie sich zu den Sphären
Der Geisterwelt und spiegeln Wunder vor;
Dafs über all das Sehen und das Hören
Schon mancher den Verstand verlor. —
Wohl mir, ich habe keinen Sinn
Für Glauben ans Unglaubliche! Sonst triebe
Mich itzt gewifs die Kindesliebe
Nach irgend einem Endor hin.
Mein Hab und Gut böt' ich der Zauberin,
Von Sehnsucht hingerissen, an mit Freuden;

¹⁾ Berl. Monatsschr. VII, Mai 1786, S. 385—398.

Könnst' ich nur noch ein einzigmal
Mein Aug' am Anblick dessen weiden,
Der mir dies Leben gab, und — ach! ins Todesthal
Hinabging, ohne dafs beim Scheiden
Sein hilfesuchend Auge mich noch fand! . . .

Dann führt sie in ähnlichen Versen weiter aus, wie nun dies Bild von Darbes ihr den heifsesten Wunsch eines Wiedersehens in gewissem Sinne erfüllt habe, wie aber das eigentliche Wiedersehen erst jenseits des Grabes stattfinden könne. Und sie schliesst dann das Gedicht wieder mit dem Dank an den Lehrer des Künstlers:

O teurer Greis, verweile noch auf Erden!
Noch lang ist unsre Hand ja nicht von Weihrauch leer,
Und alle soll er dir zum Dank für Darbes werden!

Unterzeichnet ist die Dichtung — nach einer von Schriftstellerinnen damals häufig geübten Sitte — einfach mit dem Vornamen Elisa. Aber es folgt dann noch eine „Nachschrift“:

„Ein Freund, der diese Epistel bei mir las, riet mir, den Eingang wegzulassen und mit der Zeile anzufangen: Könnst' ich nur noch ein einzigmal u. s. w. Er hielt es besser für mich, die Mystiker, Schwärmer und Geisterseher, welche jetzt ihre Herrschaft so weit ausgebreitet haben, ganz zu übergehen. Aber, so leicht ich sonst aus meinen poetischen Versuchen etwas wegstreiche, so wenig konnte ich mich diesmal dazu entschliessen. Ich sehe es wohl ein, wie bedenklich es ist, sich auf eine Materie einzulassen, die nur wenig Leute in ihrem rechten Lichte sehen können, und welche durch mancherlei Umstände so oft noch mehr verdunkelt wird. Allein die Gefahr der überhand nehmenden Schwärmerei, des Geistersehens und aller geheimen Künste macht, dafs ich mich über alle Rücksichten wegsetze. Ich bin, mit den besten Absichten von der Welt, noch vor wenig Jahren in Gefahr gewesen, in Schwärmerei und finsternen Aberglauben zu geraten. Da ich selbst am Rande des Abgrundes gestanden, so kann ich so viele gute Menschen, welche durch mißverstandene religiöse Begriffe sich irre führen lassen, mit wahrer Überzeugung warnen; und ich halte für meine Pflicht, es zu thun. Ich ergreife diese Gelegenheit dazu. Ich will allenfalls gern ertragen, dafs ich unrichtig beurteilt werde, wenn ich, durch dies mein freies Bekenntnis, welches

ich der Wahrheit hier bringe, auch nur eine Seele von den gefährlichsten Irrtümern, die ich kenne, retten kann.

Der aus gewissen neueren mystischen Schriften geschöpfte Glaube, daß die Wunderkraft der Apostel noch fort dauere, und der Wunsch, für das Wohl vieler Tausende thätig zu sein, entflammeten einst meinen jugendlichen Geist und ließen mich nach überirdischen Kräften streben. In dieser Seelenstimmung starb mein liebster Bruder, ein zwanzigjähriger Jüngling, der durch Kopf und Herz die Freude der besten Menschen, die ihn kannten, war, und den ich mit der innigsten Schwesterliebe ganz unaussprechlich liebte. Sein Tod vermehrte meinen Hang zur Mystik. Manche Nacht verbrachte ich in stillen Gebeten auf Kirchhöfen und hoffte des Glückes gewürdigt zu werden, Umgang mit Verstorbenen und mit höheren Geistern zu genießen. Ich verlor bei diesem Streben meine Gesundheit; nur die Aussicht jenseits des Grabes lächelte mich an, wie sie mich, Dank sei es Gott! bei meinem itzigen Glauben an Vernunft noch anlächelt. Aber ich halte nun für Menschen, solange die unsterbliche Seele in ihrer sterblichen Hülle wohnt, den Umgang mit höheren Geistern unmöglich. — Wenige Monate nach meines Bruders Tode kam der itzt so berüchtigt gewordene Cagliostro nach Mitau. Er wußte sich auf mehrere Personen Einfluß zu verschaffen; und er schien mir in meiner damaligen Seelenlage ein Mann Gottes, durch den ich mich über dieser Endlichkeit Schranken hinaufschwingen würde. Er begünstigte diesen meinen Glauben. Ich lernte ihn und seine Absichten dadurch näher kennen; und auf diese Art ward er das Werkzeug, durch welches die Vorsehung mich tiefer in die Pläne und Betrügereien heutiger Mystiker und Propheten hineinschauen liefs, so daß ich nun aus eigener Erfahrung davor warnen kann.

Ich schweige hier und würde über dies Geheimnis der Bosheit noch länger geschwiegen haben, wenn ich nicht in der Hamburger Zeitung einen Artikel gelesen hätte, woraus ich sehe, daß Cagliostro in seiner Verteidigungsschrift sich auf seinen hiesigen Aufenthalt und auf unser Zeugnis berufen hat. Ich befürchtete nun, ich möchte durch längeres Stillschweigen mir den Vorwurf zuziehen, Aberglauben und Betrügerei befördert zu haben. Denn wahrscheinlich würde Cagliostro, wenn

keiner der Betrogenen laut spricht, wieder auf der Bahn der Welt auftreten und ferner fortfahren, Aberglauben durch Betrügerei zu befördern. — Ob er an der bekannten Halsbandgeschichte unschuldig ist oder nicht, lasse ich dahingestellt. Aber ich kann mit der vollkommensten Überzeugung versichern, daß schon sein hiesiger Aufenthalt, und auch sein Aufenthalt in Warschau, genugsam zu erkennen geben, welch ein schlauer Betrüger er ist; ein Betrüger, der weit aussehende Pläne hat, welche durchzusetzen er Welt- und Menschenkenntnis genug besitzt und sie dazu auf die unwürdigste Art mißbraucht.

Mitau, den 22. März 1786.

Charlotta Elisabeth Konstanzia von der Recke,
geb. Gräfin von Medem.“

Diese volle Unterschrift ihres Namens erklärt es wohl, daß Frau Elisa in der kurzen Zeichnung ihrer Verhältnisse vor der Einwirkung Cagliostros nur den Tod ihres Bruders erwähnt, aber gar nichts von der Schließung und Trennung ihrer Ehe und von dem Tode ihres Kindchens sagt. Sie scheute sich damals noch, ihre näheren Familienverhältnisse in die Öffentlichkeit zu ziehen. Als sie ein Jahr später ihre Hauptschrift gegen den Zauberkünstler herausgab, hatte sie einen großen Teil dieser Scheu bereits überwunden. Da aber, wie gesagt, jene größere Schrift erst nach den Anfängen von Schillers Geisterseher erschienen, dies Preislergedicht und seine Nachschrift aber im Mai des Jahres 1786, also in der Zeit herauskam, wo vielleicht frühestens im Geiste des Dichters der erste Gedanke an seinen mystischen Roman aufgetaucht sein mag, so konnte ihm diese Veröffentlichung möglicherweise eine Anregung gegeben haben. Aber — was bot sie ihm Besonderes? Die Andeutungen über die Zauberkünste des Sicilianers sind doch hier nur ganz allgemein gehalten. Aus unzähligen anderen Quellen konnte Schiller weit Genaueres über Cagliostros Zaubergewohnheiten schöpfen, als aus dieser. Auch eine längere Einleitung, die von den Herausgebern der Berliner Monatsschrift dem Gedicht vorausgeschickt wurde, bot in dieser Hinsicht nicht sonderlich Neues. Zur Erklärung

des Gedichts wurden hier einige ganz kurze Daten über das Leben und bisherige Schaffen der Verfasserin, sowie über Zweck und Art ihrer Reise in Deutschland gegeben. Zur Begründung der Nachschrift wiesen Biester und Gedike auf Cagliostros damals sehr bekannte französische Verteidigungsschrift¹⁾ hin und auf eine schon fünf Jahre zuvor erschienene Anklageschrift gegen den Zauberer.²⁾ Was aber die Herausgeber der Zeitschrift dabei selbst von den Schlichen des Betrügers verraten, das steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Stoff des Schillerschen Romans, denn es handelt sich hier wesentlich um eine von Cagliostro auch in Mitau beliebte Methode, ein Kind durch Versprechen und Drohungen so lange einzuschüchtern, bis es die von dem Meister ersonnenen Wunderdinge zu sehen zugab. Davon hat ja aber Schiller in seinem Geisterseher bekanntlich gar keinen Gebrauch gemacht. Und dennoch hoffe ich sogleich wahrscheinlich machen zu können, daß diese erste Veröffentlichung der Frau von der Recke die mittelbare Veranlassung zur Entstehung des „Geistersehers“ geworden ist.

Das große Aufsehen nämlich, das notwendigerweise dadurch hervorgerufen werden mußte, daß eine Frau aus den vornehmsten Gesellschaftsklassen durch ein mutiges öffentliches Bekenntnis ihres früheren Irrtums den ersten positiven Beweis gegen den bis dahin meist nur anonym angegriffenen Mann brachte, rief in der Berlinischen Monatsschrift selbst eine Entgegnung hervor und zwar von einem — geistergläubigen Prinzen.

Mit sehr gemischten Gefühlen mögen Gedike und Biester diesen Aufsatz entgegengenommen haben, den sie im siebenten Stück ihrer Monatsschrift Juli 1786 zum Abdruck brachten. War ihnen einerseits gerade von einer solchen Stelle ein Eintreten für den Geisterglauben ganz gewiß nicht angenehm, so fühlten sie sich doch anderseits sehr geschmeichelt durch den Gedanken, einen wirklichen Prinzen zum Mitarbeiter gewonnen

¹⁾ Mémoire pour le comte de Cagliostro. 1786.

²⁾ Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit, ausgegossen vor dem neuen Thaumaturgen Cagliostro am Vorgebirge. 1781.

zu haben. Sie begleiteten daher den Abdruck des Aufsatzes mit folgender Anmerkung:

„Es ist sehr ehrenvoll für die Berlinische Monatsschrift, daß des Prinzen von Württemberg Hochfürstliche Durchlaucht dieselbe gewählt haben, um nachstehenden Aufsatz in derselben abdrucken zu lassen. Auch dies verdanken wir der edlen Frau von der Recke als Veranlasserin. Elisa erklärte sich in der Monatsschrift (Mai 1786, S. 395 f.) über die wirkliche Betrügerei eines angeblichen Mystikers und Geisterbeschwörers, und Prinz Eugen liefert itzt hier durch uns einen in aller Absicht merkwürdigen Aufsatz über die Möglichkeit der Wundergaben und des Geisterumganges. Die Materie ist, wie jeder Vernünftige einsehen wird, höchst wichtig; und um desto mehr muß es den Menschenfreund erfreuen, daß an deren Untersuchung die wichtigsten und erhabensten Personen Anteil nehmen. A. d. H.“

Da dieser Aufsatz, soviel mir bekannt ist, bisher noch nicht zur Erklärung von Schillers Geisterseher herangezogen wurde, so lasse ich ihn hier vollständig im Wortlaut folgen:

Über Elisens Aufsatz im Mai der Berliner Monatsschrift 1786.

Ein jeder, der aufrichtig um Wahrheit besorgt ist, und dem daran liegt, Betrügereien, die Vernunft und Religion herabwürdigen, und Schandthaten, die die Menschheit entehren, aufgedeckt zu sehen, muß der Frau von der Recke, gebornen Gräfin von Medem, seinen Dank für ihr freimütiges Bekenntnis in Absicht ihrer Bekanntschaft mit dem sogenannten Grafen von Cagliostro weihen; und Freude darüber verspüren, daß eine so edle geistvolle Verfasserin, der Wahrheit zu Liebe, einreisende Schwärmerei und Aberglauben zu zerstören sucht und alle überspannte Phantasten zu reiferem Vernunftgebrauch zurückweist. Alle, welche Vernunft als eine der edelsten Gaben des Urhebers der Natur anerkennen, werden sich freuen, wenn alle Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, welche ihr in ihrem Wirkungskreise Schranken setzen. Und wer wünscht mehr echte Aufklärung verbreitet zu sehen, als der, dem es aufrichtig um Wahrheit zu thun ist? Ich erkenne daher mit allen, denen Licht und Wahrheit nützen, dies aufrichtige Bestreben der edlen Elisa. Ja, zu wünschen wär's, daß viele ihres Geschlechts deren edlen Fußstapfen folgen möchten; und daß auch Männer sich bestrebten, einer Frauen Pfad mutig zu verfolgen, die an Geist und hohen Talenten eine Zierde ihres Geschlechts ist. Die würdige Verfasserin des im Mai der Berliner Monatsschrift abgedruckten Aufsatzes, als Nachschrift eines an Zierlichkeit, Geschmack und Feinheit prangenden poetischen Schreibens an Herrn Preisler, erklärt: sie sei selbst in Gefahr gewesen, überspannte Begriffe von

gewissen bei anderen Menschen zu erwartenden Wunderkräften zu bekommen, indem sie damals durch einen zu großen Eifer getrieben worden wäre, überall eher das Übernatürliche als das Natürliche aufzusuchen. Doch habe dieser Eifer keineswegs den bei ruhigerer Lage geschöpften Eifer, den sie ununterbrochen stets der heiligsten Religion weihe, geschwächt. In ihrer damaligen Gemütslage aber habe sie (als ihr durch den Verlust eines geliebten Bruders noch äußerst beklemmtes Herz sich nur nach Trost sehnte und daher weit fähiger war, Eindrücke gewisser Art aufzunehmen) den berühmten Grafen von Cagliostro als einen Gesandten vom Himmel angesehen und näheren Umgang mit ihm gesucht; leider aber während diesem Umgang bald in der Person des Grafen nicht den Gesandten des Himmels, der ihre innere Wehmut in Trost und Seelenruhe hätte verwandeln können, sondern den entlarvten Betrüger und Feind der Wahrheit entdeckt. — Kein unerwarteter Zug ihres mit Schärfe durchdringenden Geistes! Nun, zur Erhöhung ihres vortrefflichen Charakters stellt sie sich selbst dar, die Edle, unbesorgt über das Urtheil der Thoren; und überläßt es dem Wahrheitsfreunde, ihre betrogene Unschuld und ihre herrliche für die Menschheit heilsame Absicht, vor Betrug und Charlatanerie aus eigener Erfahrung zu warnen, auseinander und ins gehörige Licht zu setzen. Und ist es Wunder, daß ein unschuldig Herz betrogen, ja sehr leicht hintergangen werden könne? Wie kann es böse und frevelhafte Absichten bei anderen nur vermuten, da es keine Erfahrung noch darüber angestellt hat und wahrlich nie in sich selbst eine Spur davon vermerken konnte?

Doch, sie warnt nur vor Betrügern, die Edle, und vor überspannten Begriffen, welche nur allzu häufig Phantasten und Schwärmer bilden, die sich dann wohl auch gutmütig mit Gaben, gleich den Aposteln, ausgerüstet glauben und nur gar zu oft im unvernünftigen Aberglauben die Hauptlehre derselben vergessen: Strebet danach, daß euer Gottesdienst sei ein vernünftiger, Gott wohlgefälliger Gottesdienst. Sie redet daher wider Aberglauben, Schwärmerei und Thorheit und wider die Betrüger und Phantasten, die theils vorgeben, theils glauben, Gaben zu besitzen, die sie nicht haben, und daher andere oder sich selbst täuschen. Gaben selbst aber, und Gaben, durch deren werththätige Kraft die Religion Jesu den größten und stärksten Beweis ihrer hohen und heiligen Göttlichkeit erhalten hat, ist sie weit entfernt zu leugnen; vielmehr verehrt sie dieselben. Nur deren Fortpflanzung auf unsere Zeiten, wo sie freilich zur Verbreitung einer schon meistens angenommenen und anerkannten Wahrheit ganz unnötig sein würden, scheint die edle Verfasserin in Zweifel zu ziehen. — Ich unterstehe mich keineswegs, über diesen Punkt irgend ein Urtheil zu fällen; nur bin ich fest von den tiefen Einsichten und dem durchdringenden Geiste derselben überzeugt, daß sie ganz davon versichert ist: bei Gott sei kein Ding unmöglich, und nach seiner Weisheit werde er wissen, nach Befinden der Umstände, zur Erreichung seiner hohen erhabenen Zwecke die notwendigen Gaben, die er schon einst Menschen erteilte, auch itzt noch, unter seinen auf verschiedenen Wegen vielleicht ihn verehrenden Anhängern, auszuteilen.

Auch allgemein hin wird die erhabene Verfasserin es wohl nicht wollen

verstanden haben, dafs der Umgang mit höhern Geistern unmöglich sei, so lange die unsterbliche Seele in ihrer sterblichen Hülle wohnt. Denn nur in dieser und keiner anderen sahen die heiligen Männer Alten und Neuen Testaments die ihnen zugesandten Boten Gottes. Nur also, weil es ihr nicht mehr nötig fürs Wohl und die Überzeugung des Allgemeinen scheint, glaubt wohl die edle Elisa nicht mehr die Möglichkeit eines solchen Umgangs. Oder sollte etwa der Mensch zu sinnlich, zu sehr von seiner eigentümlichen Reinigkeit herabgewürdigt sein, dafs der reine höhere Geist keinen Umgang mehr mit ihm haben könnte? In beiden Fällen bin ich überzeugt, dafs die erhabene Elisa, sowohl als ich, vollkommen daran glaubt: dafs, wie ich schon vorhin erwähnt, Gott, der nach seinem weisen sich vorgesetzten Plan, zur Beförderung der Glückseligkeit unter den Menschen, alle Begebenheiten dieser Welt einrichtet, nur dann, ohne dafs ein schwacher Mensch sich erkühnen dürfte, eine Zeit dazu festzusetzen, einen Umgang, der ehemals schon stattgefunden hatte, wiederum bei einigen seiner Verehrer aufkommen lassen kann, wenn es zur Beförderung seiner Endzwecke nötig und ersprieflich ist; wie auch: dafs, im Fall wir zu sehr herabgewürdigt und sinnlich sein sollten, der lebendige thätige Glaube an den, der uns reinigen will von allen unsern Sünden und uns zu Gnaden annehmen will, auch wohl genugsam zu solch einem Umgang, wenn er anders im Rate Gottes beschlossen wäre, tüchtig machen würde.

Nicht genug vermag ich's der würdigen Verfasserin zu verdanken, dafs sie vor dem Schaden warnt, der durch manche mystische Schriften angerichtet worden. Denn selbst das mannigfache Gute, das in einigen derselben unleugbar enthalten ist, wird durch das Verworrene des Stils und für die meisten doch Dunkle, ja gar Widersinnigscheinende, das darin mit eingewebt ist, an sich aber hohe Wahrheit sein mag, dermassen verkehrt, dafs sie mehr Schaden im allgemeinen als Nutzen für die einzelnen Individuen gestiftet haben.¹⁾ (Schriften dieser Art hätten wahrlich nie unter das Publikum gebracht werden sollen; um so mehr, da dasselbe nicht Richter darüber sein kann, weil sie ganz unverständlich sind. Sollen sie aber fürs Publikum bestimmt sein, wozu der unverständliche Stil? Viel besser thäte man daran, sie für die wenigen zurück zu behalten, die den Schlüssel dazu kennen. Auch, da ich diesen Schriften ihren inneren grossen Wert keineswegs absprechen kann, bin ich überzeugt, dafs es nie der Verfasser Absicht war, selbige unter das Publikum zu streuen; sondern, dafs noch nicht gehörig unterrichtete Schüler derselben, aus blindem, nicht zugehörigem Eifer, sich verbunden glaubten, ihre Mitmenschen mit höheren Wahrheiten, die sie wohl selbst noch nicht in ihrem ganzen Umfange gefafst haben mochten, und die für diese doch nur ein Rätsel blieben, bekannt zu machen.) Besonders dadurch, dafs viele durch falsche Erklärung mancher Stellen in grosse und gefährliche Irrtümer verfallen sind und sich haben verleiten lassen, ihren allgemeinen Beruf zu verlassen: ein jeder in dem Fache und in der Lage, in welche ihn die Vorsicht

¹⁾ Das hier in Klammern Gesetzte ist im Original in Form einer Anmerkung zu dieser Stelle gegeben.

gesetzt hatte, das Gute, das Nützliche zur Beförderung seiner und des Nebenmenschen Glückseligkeit durch die Erfüllung seiner Pflichten beizutragen, das in seinen Kräften stand; und dagegen einem Berufe folgen zu wollen, der nicht der ihrige war, da er so nur höchstens für sehr wenige sein kann. Es verehrt keiner mehr als ich die spekulative Philosophie; weit aber bin ich davon entfernt, sie einem jeden zu empfehlen. Sie ist nicht für einen jeden; und es kann unter den vielen nur einiger wenigen Beruf sein, sie zum Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung sich zu erwählen. Demungeachtet aber erweckt noch jede Zurückerinnerung an die Beschäftigung mit ihr mir die süßeste Freude; obwohl ich ganz vollkommen überzeugt bin, dafs, bei dem itzigen Zustande der Welt, noch weit notwendigere Berufe sind, die zu Beschäftigungen, die ganz unentbehrlich sind, und zu denen fast alle Menschen passen, und daher den Beruf in einen allgemeinen umändern, auffordern. Denn so ehrwürdig spekulative Philosophie und Mystik mir auch immer sein mögen, so sind sie nur das Feld der Bearbeitung sehr weniger einzelnen Individuen; und es wäre zu wünschen, dafs alle Publizität der in dieses Fach einschlagenden Schriften nie stattgefunden hätte und ja nie mehr stattfinden möchte.

Ich hoffe, die edle Elisa wird mir in allem, was ich hier erwähnt habe, beipflichten; und sollt' ich hie und da geirrt haben, so erwarte ich ihre ferneren Belehrungen mit der Ungeduld, mit der ein inniger Verehrer echter Weisheit, Wahrheit von einer Gefreundin derselben zu vernehmen wünscht.

Aber darf ich's wagen, auch ein Wort zum Vortelle des Freundes zu reden, der bat, die Mystiker, Schwärmer und Geisterseher zu übersehen? — Doch nein, nicht ich, sondern Shakespeare rede. „Es ist noch viel“ sagt er, „zwischen Himmel und Erden, wovon unsere ganze Philosophie sich nichts träumen läfst“.

Oels, den 8. Juni 1786.

F. H. Eugen,
Prinz von Württemberg.

VI.

Wie also entstand Schillers Geisterseher?

Ist dieser ganze merkwürdige Brief eines württembergischen Prinzen, der — wenn auch in bescheidener und verständiger Weise — immerhin für die Mystiker eintritt, schon an sich bedeutungsvoll genug für das Thema des Schillerschen Romans, so überrascht uns geradezu die Schlußwendung im letzten Satze. Ist es doch dasselbe Citat aus Shakespeare, mit dem der Schillersche Prinz von * * * nach dem ersten Abenteuer mit der richtig eingetroffenen Prophezeiung des Armeniers zum erstenmale verrät, daß eine leise dämmernde Ahnung von Mystik in ihm aufsteigt: „Graf, sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen.“¹⁾ Bekanntlich hatten diese Hamlet-Worte damals noch nicht durch Schlegels Übersetzung die Fassung gewonnen, die heute zum eisernen Bestand des Schatzes geflügelter Worte in Deutschland gehört:

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Dennoch wurde die Dichterstelle damals oft citiert, so von Wieland, den ja gerade der junge Schiller sehr verehrte, und von den Berliner Popularphilosophen. Auch war schon zehn Jahre vor dem Schillerschen Roman die Hamletfigur durch Brockmanns geniales Spiel im Jahre 1777 in Berlin so populär geworden, daß eine Denkmünze auf das Ereignis geschlagen wurde, und Schiller hat gewiß schon auf der Militär-

¹⁾ Thalia, Heft 4, Seite 73, auf der sechsten Seite der Erzählung selbst.

akademie das Hamletdrama kennen gelernt. So wäre es also ganz gewiß nicht ausgeschlossen, daß Schiller seinem Romanprinzen auch ohne den Vorgang des Prinzen Eugen von Württemberg diese Worte hätte in den Mund legen können. Aber muß es uns nicht im höchsten Grade fesseln, daß es gerade ein lebender Prinz von Württemberg ist, der im Juli 1786 in so auffallender Weise für die Geisterseher eintritt, und daß der württembergische Dichter Schiller zwei Monate später, im Oktober 1786, das erste Manuskript eines Geisterseher-Romans — von dessen Vorbereitung in des Dichters Geiste wir keine Spur bis dahin haben finden können — an seinen Verleger abschickt? Hier bietet sich mindestens eine Fährte dar, die weiter zu verfolgen unsere Pflicht ist. Wir werden daher zunächst zu prüfen haben:

1) Besteht ein innerer Zusammenhang zwischen diesem Briefe und dem Schillerschen Roman?

2) Was hat es für eine Bewandnis mit diesem Prinzen Eugen von Württemberg, dem Verfasser des Briefes? Welche Stellung nahm er am württembergischen Hofe ein? War sie derart, daß Schiller als geborener Württemberger wirklich ein mehr als rein äußerliches Interesse an dem Schicksal dieses seines heimischen Prinzen nehmen konnte?

3) Läßt es sich irgend wie wahrscheinlich machen, daß Schiller diesen Brief des Prinzen in der Berliner Monatsschrift kennen gelernt oder wenigstens näheres von ihm gehört hat?

Zunächst zur ersten Frage! — Wir erinnern uns daran, daß Schillers Prinz von *** Protestant war „wie seine ganze Familie, durch Geburt, nicht durch Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens Schwärmer darin gewesen war“. ¹⁾

Nun, in dem Briefe des Prinzen von Württemberg haben wir es doch wohl ganz gewiß mit einem religiösen Schwärmer zu thun, der keine kritischen „Untersuchungen“ anstellt. Er

¹⁾ Dies „darin“ kann sich hier natürlich nur auf den in dem Wort Protestant enthaltenen Begriff „protestantische Religion“ beziehen. Die hier (Thalia 4, Heft 69, 70) ungeschickte Ausdrucksweise hat Schiller später geändert: „... religiöser Schwärmer gewesen war“.

baut seinen Wunderglauben auf dasjenige auf, was im Alten und im Neuen Testament von heiligen Erscheinungen erzählt wird. Sein Glaube beruht weniger auf einer Einsicht in die sittliche und sittlichmachende Kraft der Religion als vielmehr auf dem festen Überzeugtsein von dem Wunderbaren in der Überlieferung. Er nennt die übernatürlichen Gaben, die heiligen Männern der Bibel zugeschrieben werden: „Gaben, durch deren werthtätige Kraft die Religion Jesu den größten und stärksten Beweis ihrer hohen und heiligen Göttlichkeit erhalten hat“. Bei alledem aber sehen wir ihn, wie den Schillerschen Prinzen, ein ewiges Fragen und Ringen in seinem Inneren durchkämpfen. Ihm liegt die spekulative Philosophie am Herzen. Er erklärt, daß es keinen größeren Verehrer derselben gäbe als ihn selbst, und doch warnt er vor der allzu allgemeinen Beschäftigung mit dieser Wissenschaft und weist auf die notwendigeren praktischen Berufe hin. Es ist, als ob er aus eigenster Erfahrung spreche, als ob er eine gewisse Angst in sich empfinde, diese „spekulative Philosophie“ könnte über ihn selbst eine unheimliche Macht gewinnen und ihn höheren oder näher liegenden Pflichten, zu denen er sich durch seine Geburt berufen fühlt, entziehen. Und was versteht er denn unter „spekulativer Philosophie“? Gewiß nicht den Kritizismus Kants, der damals gerade seinen langsamen, aber sicheren Eroberungszug durch die Welt begonnen hatte!¹⁾ Nein, wenn Prinz Eugen gegen den Schluß des Briefes sagt: „so ehrwürdig spekulative Philosophie und Mystik mir auch immer sein möge“, so ist uns das Beweis genug dafür, daß ihm auch unter den Philosophen die Mystiker nahe stehen und daß wahrscheinlich Swedenborg sein wissenschaftlicher Lehrer ist. Wir ersehen aber gleichzeitig aus jeder Zeile des Briefes, wie er mit einer wahren inneren Angst sich selbst und andere fern halten möchte von Täuschungen. So finden wir die beiden wesentlichsten charakteristischen Merkmale des Schillerschen Prinzen von *** schon in diesem Briefschreiber erfüllt. Einmal ein ungeordneter, aber stürmischer Wissensdrang. Schiller

¹⁾ Erlebte doch im Jahre des Erscheinens des Geistersehers gerade Kants Kritik der reinen Vernunft ihre zweite Auflage.

sagt: „Er las viel, doch ohne Wahl . . . Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.“ — Zweitens aber zeigen der Schillersche und der württembergische Prinz den gleichen Trieb, sich zu wehren gegen eine Vergewaltigung ihres Verstandes. Wie Schillers Prinz im zweiten Buch des Geistersehers — trotzdem sein Hamlet-Citat im ersten Augenblick der Überraschung seine Neigung zum Geisterglauben verrät — sich nachher mit einer wirklichen Kühnheit des Verstandes gegen jede Möglichkeit eines betrügerischen Übertölpelns wehrt, so sehen wir auch diesen Briefschreiber in seinem Inneren förmlich auf der Flucht vor seinen eigenen Lieblingsneigungen. Jeden kleinen bescheidenen Angriff gegen Frau von der Recke leitet er mit einer lauten ausführlichen Zustimmung an jene ein. Er beglückwünscht sie zu der Entlarvung Cagliostros und meint nur, es müßten doch nicht alle Mystiker Betrüger sein. Er begründet seinen Geisterglauben nur durch die christliche Religion und erklärt es für eine selbstverständliche Unmöglichkeit, daß die fromme Elisa selbst Wundern, die durch die Bibel bezeugt werden, ihren Glauben versagen könne. Er tadelt den schwülstigen Stil der mystischen Schriften, bezeugt aber ihrem Inhalt hohe Anerkennung. Er verlangt, daß diese Bücher für die Öffentlichkeit verboten werden sollen, begehrt aber für sich selbst und einige Auserwählte das Recht, darin lesen zu dürfen. Das bezeugt, daß er bei aller Bescheidenheit, nach der er ehrlich strebt und die er gern bekundet, innerlich sich doch selbst für einen Auserwählten hält und ein hohes Bewußtsein von der Kraft seines Verstandes hat — ganz wie Schillers Prinz, der gerade durch diese Eigenschaften über seine Umgebung siegt und gerade durch dieselben Eigenschaften endlich unterliegen muß. Mit einem Wort, wir haben in dem persönlich so liebenswürdigen Schreiber dieses Briefes doch einen jungen Mann von starkem Wahrheitstrieb vor uns, der gleich dem Prinzen Johann von Braunschweig in dem Augenblicke, wo ein Glaubenswechsel ihm zum inneren Bedürfnis geworden sein würde, auch keinen Augenblick gescheut haben würde, ihn mit dem Mute der vollsten Überzeugung zu bekennen vor aller Öffentlichkeit.

Denn, wenn es für Frau von der Recke ein Beweis von hohem Wahrheitsmuth war, daß sie mit voller Unterschrift ihres Namens sich einer rationalistischen Zeitschrift als Mitarbeiterin anschloß und sich vor aller Öffentlichkeit selbst eines jugendlichen Irrthums anklagte, um den Herausgebern jener Zeitschrift öffentlich zuzustimmen — zeugt es da nicht in fast noch höherem Sinn von der gleichen Eigenschaft, wenn ein Prinz von Geblüt seinen noch weit höheren Namen unter einen Aufsatz schreibt, mit dem er dem Herausgeber dieser Zeitschrift öffentlich widerspricht? Man denke sich nur in jene Zeiten zurück, und dann überlege man: ein Prinz aus einem der ältesten und berühmtesten Herzogshäuser tritt mit ungewandter Feder und ungewandtem Stil in einer Zeitschrift, die von einem aufklärerisch gesinnten Schulmann und einem rationalistischen Buchhändler herausgegeben wird, als Mitarbeiter auf, um gerade die Ansichten zu verteidigen, um deretwillen gerade dieses Blatt weltberühmte Männer mit Hohn und Spott verfolgt. Und dieser Prinz thut das, ohne im allergeringsten dabei seinen angeborenen hohen Stand als bequeme Waffe ins Feld zu führen. Nein, er beugt sich wie ein Schüler vor seiner Meisterin, vor Elisa von der Recke. Er bittet mit rührender Kindlichkeit öffentlich um Belehrung in der Wahrheit — aber doch geht durch alle diese Zaghaftheit eines deutlich erkennbaren jugendlichen Anfängertums der stille, aber feste Grundgedanke, der einst in Luthers Worten sich aussprach: „Ich kann nicht anders!“ Das höchst begreifliche Aufsehen, das diese ganz eigenartige Prinzenerscheinung bei den Herausgebern der Zeitschrift selbst erregte, haben wir schon kennen gelernt. Daß es aber durchaus erklärlich war, wenn dieses Aufsehen auch die weitesten Kreise in Erregung versetzte und namentlich auch das Herz des größten Dichters Württembergs aufwallen liefs — das werden wir ermessen können, wenn wir, zum zweiten Teil unserer Untersuchung übergehend, uns fragen: Wer war denn nun eigentlich dieser Prinz F. H. Eugen von Württemberg?

Der Name Eugen ist in das württembergische Herzogshaus eingeführt worden durch Karl Alexander. Seitdem dieser unter dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen in den

Türkenkriegen gekämpft hatte, war ihm der Name seines Helden so lieb geworden, daß er ihn all seinen drei Söhnen verlieh und diese nur durch Zusatzvornamen von einander unterschied. Seitdem sind die Eugene nicht mehr ausgestorben in dem württembergischen Fürstenhaus, und es ist daher im ersten Augenblicke nicht leicht, den Urheber jenes Briefes in der Berlinischen Monatsschrift festzustellen. Man muß dabei vor allen Dingen auf die Zusatznamen achten. Die drei Söhne Karl Alexanders, die den Namen des Türkenbesiegers zugleich mit dem katholischen Glaubensbekenntnis von ihrem Vater überkamen, hießen: Karl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen. Der dritte Sohn des letztgenannten führte die Namen Friedrich Heinrich Eugen und ist, wenn man alle Umstände des Orts und der Zeit zu der vollen Übereinstimmung der drei Vornamen hinzunimmt, ohne Zweifel der von uns gesuchte Briefschreiber. Er ist in der Weltgeschichte nur wenig günstig bekannt durch die Niederlage, die er später als preussischer Kavallerie-General am 17. Oktober 1806 gegenüber Bernadotte bei Halle erlitt, und die unter allen Umständen sein militärisches Talent zum mindesten als sehr gering erscheinen liefs. Da aber sein Vater Friedrich Eugen eine Zeitlang regierender Herzog von Württemberg gewesen ist und sein Sohn später in russischen Diensten als „Prinz Eugen von Württemberg“ sich hohen Feldherrnruhm erwarb, so hätte unser Friedrich Heinrich Eugen mit den Worten Abraham Mendelssohns von sich sagen können: er selbst habe nur Bedeutung als Sohn seines Vaters und als Vater seines Sohnes. Friedrich Heinrich Eugen war geboren im Jahre 1758, er hatte also das 28. Lebensjahr vollendet, als er jenes offene Sendschreiben an Frau von der Recke veröffentlichte. Wenn man nun bedenkt, daß damals noch Karl Eugen regierte und daß der Vater unseres Briefschreibers erst der dritte Bruder dieses regierenden Herzogs war, er selbst aber der dritte Sohn seines Vaters, so scheint es auf den ersten Blick, als ob diese weitläufige Verwandtschaft mit dem regierenden Landesherrn ganz belanglos gewesen wäre. Sieht man aber näher zu, so stellt sich das Gegenteil heraus. Der regierende Herzog Karl Eugen besaß keine legitimen Erben. Seine erste Gattin, eine Nichte Fried-

riehs des Grofsen, Tochter der Markgräfin von Bayreuth, hatte ihn schon im Jahre 1756 verlassen und seit dem Jahre 1769 lebte Karl Eugen in dem bekannten Liebesverhältnis mit Franziska von Leutrum, Geborenen von Bernadin, die er zur Gräfin von Hohenstein erhoben hatte. Das katholische Glaubensbekenntnis machte es dem Herzog unmöglich, sich von seiner davongegangenen Gattin scheiden zu lassen und selbst nach deren Tode 1780 dauerte es noch Jahre, ehe der Papst bewogen werden konnte, seine Zustimmung zu der Ehe des katholischen Herzogs Karl Eugen mit der protestantischen, obendrein von ihrem ersten Gatten geschiedenen Franziska zu geben. Je schmerzlicher unter all diesen Wirren im Innern des Herrscherhauses das Land zu leiden hatte, desto mehr wurde der evangelischen Bevölkerung das katholische Glaubensbekenntnis ihres Herzogs verleidet, das diesen ja in eine solche Abhängigkeit von Rom gebracht hatte. Als daher endlich am 10. (oder 11.?) Januar 1785 in aller Stille, aber auch in aller Form rechtens die Ehe zwischen Karl Eugen und seiner Franziska geschlossen wurde, da war die Freude des Volkes grofs, besonders darüber, dafs durch diese vollzogene Thatsache die sichere Aussicht eröffnet wurde darauf, dafs nun bald wieder das Herrscherhaus eines Glaubens mit seinen Unterthanen sein würde. Denn — Kinder Franziskas, die etwa noch geboren werden konnten, würden niemals berechtigt gewesen sein, den Thron von Württemberg zu besteigen. Es mufste also nach Karl Eugens Tode die Krone an dessen Bruder Ludwig Eugen fallen. Aber auch dieser konnte niemals zum Thron berechtigte Erben hinterlassen, denn auch er war schon seit 1762 unter seinem Stande vermählt, nämlich mit der Ratsherrntochter Sophie Albertine von Beichlingen.¹⁾ So mufste also nach Ludwig Eugens Tode mit vollständiger Sicherheit der dritte Bruder Friedrich Eugen erberechtigt werden; dieser aber hatte im Jahre 1753 bereits eine Nichte Friedrichs des Grofsen, Tochter der Markgräfin von Schwedt, zur Frau erhalten — jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, dafs deren Kinder im evangelischen

¹⁾ Vgl. E. Vely, Herzog Karl Eugen von Württemberg und Franziska von Hohenstein. 3. Aufl. Stuttgart 1877.

Glauben erzogen werden sollten. Und dieses Haus war reich mit Kindern gesegnet! Die stattliche Zahl von acht ¹⁾ Söhnen bildete hier für das Land die wohlverbürgte Hoffnung auf einen evangelischen Thronfolger in nicht allzu langer Zeit. So sah man denn auch schon bei Lebzeiten Karl Eugens in dem ältesten Sohne Friedrich Eugens — Friedrich — den künftigen Thronfolger. Doch war man in diesem Lande durch die Geschichte der letzten Jahrzehnte längst daran gewöhnt, daß der Tod oft genug die geradlinige Reihe der Thronerben unterbricht. Karl Alexander schon war der Neffe seines Vorgängers gewesen und hatte die Linie Württemberg-Winnenthal auf den Thron gebracht und mit ihr den Katholizismus. Nach Karl Eugens Tode mußte, wie gezeigt wurde, die Krone wieder auf eine der zwei Bruderlinien übergehen — wie leicht konnte es kommen, daß auch der älteste Sohn oder die beiden ältesten Söhne Friedrich Eugens vor der Zeit starben. Um so beruhigender war daher das Bewußtsein, daß acht junge Männer diesem Hause entsprossen. Und der dritte in dieser Schar, eben unser Friedrich Heinrich Eugen, zeigte sich nun in jenem offenen Brief an Frau von der Recke als einen Anhänger mystischer Lehren, die man damals als eine Vorstufe zum Katholizismus anzusehen gewöhnt war! Mußte da nicht in den argwöhnischen Gemüthern der so schwer geprüften Württemberger ein verhängnisvoller Argwohn aufsteigen? Man hatte sich mit so ruhiger Sicherheit gesagt: Mögen die drei katholischen Eugenbrüder immerhin alle der Reihe nach den Thron besteigen, und mögen sie in ihrem irdischen Leben das höchste Maß der Sterblichkeit erreichen — einmal muß der Tag kommen, wo aus dem Kreise der protestantischen Söhne des dritten Bruders einer das Scepter ergreift als evangelischer Herzog! — Und nun der furchtbare Gedanke, daß sich dieser Söhne vielleicht vor der Zeit ihres Regierungsrechtes schon die Propaganda des Katholizismus bemächtigen könnte! Man fühle sich in derartige Stimmungen eines damaligen Württembergers hinein, um verstehen zu können, mit welchen Empfindungen ein solcher

¹⁾ Vgl. A. Pfister, König Friedrich von Württemberg und seine Zeit. Stuttgart 1888.

etwa damals den Geisterseher-Brief Friedrich Heinrich Eugens las. Und um diese Gefühle noch zu verstärken, vergegenwärtigte man sich noch, daß aus dem Hause Vater Friedrich Eugens schon zwei Kinder — allerdings Töchter — dem evangelischen Glauben entfremdet worden waren. Ein flüchtiger Blick in das Familienleben Friedrich Eugens ist dazu nötig.

Dieser Mann, in dem, wie gesagt, schon während der Regierung Karl Eugens jeder Württemberger seinen künftigen Herzog sah, fühlte sich fast ganz und gar als preussischen General.¹⁾ Er war am 31. Januar 1732 in Stuttgart geboren und von seinem neunten bis zu seinem zwölften Lebensjahr am Hofe Friedrichs des Großen erzogen. Mit siebzehn Jahren bereits war er Oberst eines preussischen Dragoner-Regiments, und als 21jähriger ward er der Gemahl der Prinzessin Sophia Dorothea von Brandenburg-Schwedt. Während des Siebenjährigen Krieges erwarb er sich bedeutende Verdienste. Seine Verwundung bei der Schlacht von Kunersdorf, seine russische Gefangenschaft und andere Abenteuer sind von ihm bekannt. Als 37jähriger Mann hatte er im Jahre 1769 seinen Abschied genommen und hatte sich in Mömpelgard niedergelassen. Damals hatte Friedrich Heinrich also bereits das elfte Lebensjahr erreicht. Die Friedensgarnison des Vaters war nach den Stürmen des Siebenjährigen Krieges das lieblich an der Spree gelegene Treptow bei Berlin gewesen. Der württembergische Herzogsbruder hatte hier vollständig als preussischer General gelebt und daher seine Söhne wesentlich militärisch erziehen lassen. Um aber seinem Schwiegervater Wort zu halten und um auch gleichzeitig die Knaben mit ihrer fernen süddeutschen Heimat in geistiger Verbindung zu erhalten, berief er zwei württembergische Theologen, Clefs und Holland, für den Religionsunterricht seiner Söhne, die in Verbindung mit dem militärischen Erzieher, dem einer Hugenotten-Familie entstammenden preussischen Hauptmann von Maucler, gewiß einen strammen Protestantismus in Verbindung mit einem guten Teil von württembergisch-evangelischem Pietismus in ihren Zöglingen wachriefen. Als nun der Vater Friedrich Eugen nach Mömpel-

¹⁾ Pfister, a. a. O. S. 3—5.

gard zog, nahm sein Haus mit dem blühenden Familienleben eine weit angenehmere Stellung im württembergischen Volke ein, als das prunkhaft öde Haus des Herzogs Karl Eugen. War doch Friedrich Eugens Gattin Dorothea jetzt unter den Damen des württembergischen Hofes die einzige aus dem „königlichen Geschlecht der Markgrafen von Brandenburg“. Ja, in ihrer Umgebung hat Karl Eugen sogar zum erstenmal 1769 seine Franziska gesehen.¹⁾ Aber der Glanz jenes reichen und glücklichen Familienlebens eines Mannes, in dessen Haus die württembergische Herzogskrone einmal fallen mußte, machte auch die Töchter schnell bekannt als begehrenswerte Heiratspartien für hohe fürstliche Brautwerber. Rußland und Österreich hatten für ihre Thronfolger Töchter Friedrich Eugens auserwählt. Das waren gewiß politisch wertvolle Verbindungen, aber es waren solche mit katholischen Ländern, und die beiden evangelischen Prinzessinnen mußten ihren Glauben dabei ablegen. Maria, die ältere, war bei ihrer Vermählung mit Paul von Rußland zum griechisch-katholischen Bekenntnis übergetreten, und als nun Joseph II. für seinen Neffen Franz um die Hand Elisabeths von Württemberg werben liefs, war es selbstverständlich, daß diese sich dem gefürchteten römisch-katholischen Glauben zuwenden mußte. Friedrich der Große, der so nahe verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den künftigen Höfen von Rußland und Österreich nicht wünschte, aber mit einer Bewerbung für seinen eigenen Neffen an einer unüberwindlichen Abneigung der Prinzessin Elisabeth gegen diesen scheiterte, machte schließlic die Bestimmungen des Ehekontrakts seiner Nichte mit Friedrich Eugen geltend²⁾: als Garant desselben, liefs Friedrich der Kaiserin durch einen Gesandten erklären, dürfe er nicht zugeben, daß die Herzogin Elisabeth im Falle der Verheiratung mit Erzherzog Franz zum Katholizismus übertrete. Es sei wohl wahr, hatte der Gesandte hinzuzufügen, daß die Großfürstin Marie ihre Religion geändert; dies sei schon damals schwer durchzusetzen gewesen, aber nur mit Rücksicht

¹⁾ Vgl. E. Vely a. a. O.

²⁾ Vgl. E. Wertheimer, Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Leipzig 1893, S. 7.

darauf geduldet worden, daß sie das griechische Bekenntnis angenommen. Katharina II. von Rußland erwiderte hierauf, sie müsse sich wundern, daß sie von diesen religiösen Skrupeln des Königs jetzt zum erstenmale etwas höre; ihrer Meinung nach könne sich die von ihm erwähnte Klausel nicht auf die weiblichen, sondern nur auf die männlichen Glieder der württembergischen Familie beziehen, damit das Herzogtum selbst niemals in eine katholische Hand gerate. Mit dieser Auffassung gab sich schließlic Friedrich der Große zufrieden, um sich dem russischen Hofe nicht ganz zu entfremden, und so wurde Elisabeth, die Tochter dieses streng protestantischen Hauses, wirklich römisch-katholisch. Mit wieviel Schwierigkeiten und unliebsamem Aufsehen aber dieser ganze Bekehrungsvorgang verbunden war, zeigte sich bald. Joseph II. hatte es sich sehr schön gedacht, daß seine zukünftige Schwiegertochter schon als 14jähriges Mädchen nach Wien übersiedeln und, völlig gehalten wie eine österreichische Erzherzogin, im Kloster der Salesianerinnen, einem durchaus aristokratischen Damen-erziehungskloster im Belvedere-Garten, leben sollte. Aber das stieß auf harten Widerspruch. In Mömpelgard¹⁾ wollte man absolut nichts von einer Übersiedelung der Prinzessin nach Wien wissen. Die protestantische Mutter Elisabeths geriet in die größte Aufregung, als sie hörte, daß ihre Tochter — so hatte sie den Plan des Kaisers aufgefaßt — bis zur Konsummation der Ehe in einem Kloster eingesperrt werden sollte. In ihrer Angst über ein solches Ansinnen sandte sie sofort einen Kurier an ihre Tochter, die Großfürstin Marie, damit diese die Intervention der Kaiserin zur Vereitelung derartiger Absichten des Kaisers anrufe. Auf Verlangen Katharinas II. stand Joseph wirklich von seinem Vorhaben ab. Doch war er erbittert darüber, daß man in Mömpelgard seine wohlgemeinte Idee falsch aufgefaßt und aus diesem Anlaß einen so großen Lärm geschlagen hatte. Allein von seinem eigenen Bruder Leopold, der in dieser Sache nicht weniger interessiert war als Joseph selbst, mußte der Kaiser eine Rechtfertigung der herzoglichen Familie in Mömpelgard hören. Leopold fand es

¹⁾ E. Wertheimer a. a. O. S. 10 und 11.

begreiflich, dafs bei der Vorstellung, welche man in protestantischen Kreisen von klösterlicher Erziehung habe, schon der Name Kloster, wie dies ja thatsächlich zutraf, die Mutter Elisabeths erschreckt haben werde. Joseph war jedoch ein Charakter, der mit aller Entschiedenheit auf der Durchführung einmal gefafster Absichten besteht. Von einem persönlichen Zusammentreffen mit den herzoglichen Eltern in Wien erhoffte er noch immer eine Änderung ihrer Gesinnung. Gleichzeitig mit dem großfürstlichen Paare aus Petersburg sollte damals auch die herzogliche Familie aus Mömpelgard zum Besuch nach Österreich kommen. Wirklich traf Elisabeth am 10. November mit ihren Eltern in Wien ein; elf Tage später langte Großfürst Paul mit seiner Gattin daselbst an. Nun trat denn auch die von Joseph erwartete Gesinnungsänderung ein. Der Anblick der für Elisabeth bestimmten Wohnung überzeugte sofort alle, dafs von klösterlicher Einsamkeit keine Rede sei und ihre Abneigung gegen die Vorschläge des Kaisers auf einem Mißverständnis beruhe. Die Großfürstin Paul bat sogar jetzt die Zarin um ihre Zustimmung zur Etablierung der Elisabeth in Wien, welche diese auch sofort erteilte. Kurz, im Oktober 1782 übersiedelte Elisabeth wirklich nach Wien, erhielt ihren Hofstaat und nachdem sie von dem sogenannten Weltpriester, späteren Hof- und Burgpfarrer Langenau Religionsunterricht erhalten hatte, bekannte sie sich am 26. Dezember 1782 in der Hofkapelle zu Wien feierlichst zum katholischen Glauben, wobei ihr taktvolles Benehmen allgemeine Anerkennung, auch beim Kaiser, fand. So war denn in das urprotestantische Haus, das die Zukunthoffnung der Württemberger bildete, von einer Seite her machtvoll der römische Katholizismus eingedrungen, und bei der großen Rolle, die Großfürstin Marie bei dieser Gelegenheit, wie bei anderen, ihrer Familie gegenüber gespielt hatte, konnte man wohl befürchten, dafs auch ihre jüngere Schwester Elisabeth — deren frühen Tod ja damals noch niemand ahnen konnte — als künftige Kaiserin von Österreich einen starken Einfluß auf ihre Brüder ausüben würde und gerade infolge ihres weiblich sanften Charakters vielleicht einmal ein gefügiges Werkzeug in den Händen Roms werden könne. Und — siehe da! — schon vier Jahre nach ihrem

Übertritt — noch ehe sie selbst die Gattin des österreichischen Erzherzogs geworden ist, tritt einer ihrer Brüder, nämlich Friedrich Heinrich Eugen, öffentlich für den Mystizismus ein in einer Zeitschrift, in deren Spalten mystische Neigungen als gleichbedeutend behandelt werden mit heimlichem Katholizismus.

Ich glaube, wer meinen Auseinandersetzungen bis hierher gefolgt ist, wird wohl kaum mehr bezweifeln können, daß ein württembergisches Herz in damaliger Zeit durch den sonst so harmlosen öffentlichen Brief eines geistergläubigen Prinzen in Aufregung versetzt und mit schlimmen Ahnungen für die Zukunft erfüllt werden mußte.

Darf man nun annehmen, daß Dinge, von denen die ganze politische Welt erregt ward, nicht zu Schillers Ohren gedrungen sein sollten? Der Übertritt der Prinzessin Elisabeth im Jahre 1782, die Hochzeit Karl Eugens im Jahre 1786 — alle diese Daten fallen in die Jahre kurz vor der Abfassung des Geistersehers. Ja, sollte jener Übertritt der Prinzessin Elisabeth den Dichter nicht schon unmittelbar auf den Gedanken seiner Religionstragödien überhaupt gebracht haben? Am 26. Dezember 1782 schwört sie ihren evangelischen Glauben ab, und im März 1783 bittet sich Schiller in jenem bekannten Brief an Reinwald Bücher über Religionsveränderungen aus und schwankt für sein neues Drama zwischen Maria Stuart, Konradin, Imhof und Don Carlos! Das Verquicken von Politik und Religion, das ihm bis dahin ganz fern gelegen hat, bemächtigt sich plötzlich seiner Seele und läßt ihn Jahre lang nicht mehr los! Ist es da nicht ein nahe liegender Gedanke, daß das Verquicken von Religion und Politik in dem Hause des erhofften Thronerben seiner fernen Heimat — das so verhängnisvoll für die Gedankenfreiheit in seinem Vaterland zu werden schien — ihn in diese Gedankenwelt hineingetrieben hat? Er lebte in jenen damaligen Monaten in seinem einsamen Zufluchtsort in Bauerbach und erhielt nur langsam und spärlich Nachrichten von der Außenwelt. Daher mag die Nachricht von dem erfolgten Übertritt der Prinzessin Elisabeth nur langsam zu ihm gekommen sein und langsam bei ihm sich in dichterische Stimmung umgesetzt haben. Jetzt, im Juli 1786,

wo der Brief des Prinzen Friedrich Heinrich Eugen in der Berlinischen Monatsschrift erschien, befand Schiller sich in einem Brennpunkt des litterarischen und künstlerischen Lebens, in Dresden, das selbst ein katholisches Herrscherhaus besitzt, in täglichem Umgang mit dem geistreichen, juristisch und philosophisch feingebildeten Körner, der stets auf der Höhe der Zeit zu bleiben bemüht ist und für alles ein offenes Auge hat. Körner selber hat in seiner bekannten Einleitung zu der ersten Cottaschen Gesamtausgabe von Schillers Werken wenige Sätze geschrieben, die ihm von vielen Schiller-Biographen nachgeschrieben worden sind:¹⁾

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeeidigt, als aus den Anfragen, die er von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publikums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das sind sehr dürftige, flüchtig aus der Erinnerung geschöpfte Angaben, wie Körner sie im Jahre 1812, 26 Jahre nach der Entstehung der ersten Idee zum Geisterseher seines nun schon sieben Jahre toten Freundes schrieb. Ein gewisser Widerspruch liegt doch auch wohl in dem bloßen Versuch der Kräfte in einer neuen Gattung und der bezweckten höheren Wirkung. Ich glaube, daß wir diese äußerst flüchtigen Sätze jetzt, ohne ihnen irgendwie zu widersprechen, folgendermaßen erweitern dürfen, unsere Ergebnisse also zusammenfassend:

Cagliostro hatte damals in Frankreich das Ende seines Ruhmes gefunden, als er in die Halsband-Geschichte verwickelt wurde. Er hatte dabei die Familie des Grafen Medem erwähnt und sich auf diese zu seiner Rechtfertigung berufen. Dagegen wehrte sich Frau von der Recke, die eben von ihrer deutschen Reise nach Kurland zurückgekehrt war, in einem teils poetischen, teils prosaischen Artikel in der Berlinischen Monatsschrift im Mai 1786. Dieser Artikel erregte, wie überall, so namentlich

¹⁾ Vgl. S. 3 dieser Abhandlung.

an jenen Orten großes Aufsehen, an denen die Schreiberin während ihrer deutschen Reise mit Vorliebe gewelt hatte. Dazu gehörte namentlich Dresden, die Stadt, die zum erstenmal in Deutschland die wirkliche Begeisterung der reisenden Dame erregt hatte, und wo sie vor und nach ihrem ersten Karlsbader Aufenthalt, sowie vor der zweiten Karlsbader Kur tagelang gewohnt hatte. Als sie jenen Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift schrieb, war es genau ein Jahr her, daß die berühmte Frau zum letztenmal in Dresden gewesen war, vier Monate vor Schillers Eintreffen in der sächsischen Hauptstadt. Körner selbst hatte zur Zeit ihrer Anwesenheit auch noch nicht in Dresden gelebt, aber er verkehrte jetzt sehr innig mit mehreren Familien, in denen die geistreiche Dame besonders freundliche Aufnahme gefunden hatte. Zwar nicht bei der Gräfin Brühl — denn diese hat Körner nachweislich erst kennen gelernt, als Schiller bereits in Weimar war¹⁾ — aber bei dem Kapellmeister Naumann und bei dem gelehrten Neumann²⁾, die, nach dem Tagebuch der Sophie Becker zu urteilen, von Frau von der Recke während ihrer Dresdener Aufenthalte nahezu unzertrennlich waren. Gerade bei diesen beiden Familien führte im Mai 1786 Schiller zwei liebe Gäste ein, den Buchhändler Schwan und dessen Tochter Margarethe. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß hier der soeben erschienene Artikel der Frau Elisa der Gegenstand lebhaften Gesprächs bildete. Alles, was man sonst von Cagliostro gehört und gelesen hatte, verband sich mit dem, was man noch von Frau von der Reckes Erzählungen wufte — und sie sprach ja so gern über Geisterseher! — zu einer bunten Vorstellungswelt. Schiller, täglich von der Sorge um den Druckstoff für seine Thalia beherrscht, fühlt sich von dieser Stoffwelt angeregt, aber noch fehlt ihm der Held. Da kommt ihm zwei Monate später der Aufsatz des Prinzen Friedrich Heinrich Eugen zu Ge-

¹⁾ Dies geht hervor aus Körners Brief vom 19. Oktober 1787, wo er an Schiller nach Weimar über seinen ersten Besuch bei der Gräfin Brühl berichtet. Seine mehrmaligen Anfragen, was man in Weimar von dieser denke, beantwortet Schiller erst am 19. Dezember 1787: „Viele haben sie für eine Reckische Närrin gehalten.“

²⁾ Vgl. z. B. Schillers Brief an Huber vom 1. Mai 1786.

sicht. Mit einem Schlage bemächtigen sich seines Gemüths all die Befürchtungen und unheimlichen Ahnungen, die, wie ich oben dargethan habe, ein württembergisches Herz beim Lesen dieses Schreibens bewegen mußten. In der Geschwindigkeit des Augenblicks spinnt sich eine Zukunftsgeschichte des jungen Prinzen an. Zur schnelleren Befruchtung seiner Phantasie findet er obendrein in demselben Heft der Berlinischen Monatschrift auch noch einen 56 Seiten langen Aufsatz unter der Überschrift „Noch etwas über geheime Gesellschaften im protestantischen Deutschland“, worin, ganz in dem Geist der Berlinischen Monatsschrift, die unheimlichsten Dinge erzählt werden von geheimen Verbänden, die, ohne daß es ihre Mitglieder selber wissen, im Dienste der Jesuiten stehen; von evangelischen Predigern, die in solche mystische Logen hineingelockt werden und dann heimlich die Weihen des katholischen Priesters erhalten; vom braunschweigischen Hofprediger Stark, der ein Krypto-Katholik sein soll, und von seinem Briefwechsel mit dem Zaubermeister Schrepfer. Es ist so, als ob die Herren Gedike und Biester, nachdem sie den geisterfreundlichen Brief des Prinzen mit einer tiefen Verbeugung an erster Stelle abgedruckt haben, in diesem nachgesendeten Aufsatz gleich den Kommentar dazu schreiben wollten. Als ob sie dem Prinzen warnend zurufen wollten: Hüte dich vor den Lockungen der Mystik, denn sie ist nur verkappter Katholizismus! Und hüte dich vor dem Katholizismus, denn er verbirgt nur die gierige Hand des Papstes, die nach der Krone deiner Väter greifen will! Im Augenblicke schmelzen in Schillers Geist all diese Befürchtungen mit dem zusammen, was er in den letzten Jahren von Johann von Braunschweig, vielleicht auch von Friedrich von Hessen und von manchem anderen gelesen hat. Es bedarf kaum der genialen Phantasie eines Schiller, um sich folgendes Zukunftsbild des jungen mystischen Prinzen zu entwerfen. Er ist der dritte Sohn des erbberechtigten Friedrich Eugen. Nur wenige Jahre brauchen wir uns in die Zukunft hinein-zudenken, so wird der älteste Bruder dieses jungen Briefschreibers als Friedrich I. den Thron von Württemberg bestiegen haben, und dann ist unser Briefschreiber wirklich der dritte Prinz unseres Hauses. Wenn bis dahin die Jesuiten und Seelen-

fänger Roms seine jetzt offenkundigen mystischen Neigungen ausgenützt haben, so können sie ihn mittlerweile zum Katholiken gemacht und ihm den Glauben beigebracht haben, im Dienste der allein seligmachenden Kirche sei ein Staatsstreich, ja vielleicht sogar ein Brudermord verzeihlich! Die Religion der Fanatiker hat ja schlimmere Schandthaten schon geadelt. Hatte Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg als Katholik seinem evangelischen Bruder mit Waffengewalt ein Stück Land geraubt, warum sollte Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg, fanatisiert durch Jesuitismus und Geisterprophezeiungen, seinen älteren Brüdern nicht Thron und Leben nehmen können? Die heisse tragische Phantasie Schillers sucht ja ohnedies immer gleich den Gipfelpunkt der Leidenschaft auf, und noch dazu hier, wo sein württembergischer Patriotismus in Feuer gerät, wo er, seinem Ebenbilde Marquis Posa gleich, sein teures Heimatland bewahren will vor einer verschlimmerten Wiederkehr der katholischen Gefahr, die man kaum beseitigt geglaubt hatte. War doch ohnehin Karl Eugen, der durch Verweigerung des Pantoffelkusses sich lebenslang den Papst zum Feinde gemacht hatte, nur ganz äußerlich Katholik, sicherlich aber kein Römling! Wenn aber eine tief veranlagte Schwärmernatur, wie dieser Friedrich Eugen, wirklich auf solche Bahnen geraten sollte, dann war er, was er sein wollte, jedenfalls ganz; und dann konnte in Württemberg geschehen, was in Hannover und in Hessen-Cassel trotz des Übertritts der Landesherren nicht geschehen war, es konnte eine Priesterherrschaft mit blutiger Unterdrückung der Gedankenfreiheit eintreten.

Wenn wir uns einen derartigen Gedankengang in Schillers Seele vorstellen, dann haben wir den persönlichen Berührungspunkt zwischen seinem heißen Herzen und diesem spröden Stoff voll kalten Zauberspuks gefunden. Nehmen wir immerhin mit Körner an, daß Schiller, nur um sich in der Gattung des Romans zu üben, den Cagliostro-Stoff habe bearbeiten wollen. Er konnte es jedenfalls erst da, wie ihm dies persönliche Motiv aufgegangen war. Nun aber spann seine Phantasie auch im Augenblicke das ganze erste Stück aus. Er giebt dem Prinzen sieben Jahr zu und macht aus dem 28-jährigen einen 35-jährigen. Dann aber versetzt er das ganze

Zukunftsbild scheinbar in die Vergangenheit und läßt es aus Memoiren eines verstorbenen Grafen von O. hervorgehen, und den Schauplatz verlegt er in das romantische Venedig, weil dort ja Johann Friedrich von Braunschweig seine Bekehrungszeit verlebte. Wüßten wir nicht, daß Schiller diese Örtlichkeit schon nahe lag, seitdem für seine Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen Huber die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig bearbeitet hatte, so könnten wir auch hier wieder die Berlinische Monatschrift als Quelle vermuten, denn sie brachte gerade in jener Zeit einen ausführlichen Aufsatz über Venedig,¹⁾ dessen Erzählungen von der schnellen Justiz und den Gefahren, die den Fremden dort drohen, sehr lebhaft an entsprechende Scenen im Anfang des Geistersehers erinnert. Doch das nebenbei!

Wichtiger ist für unser Thema, jetzt die einzelnen Abschnitte zu verfolgen, in denen die Geschichte entstand.

Das Manuskript, das nach meiner Annahme von Juli bis Oktober 1786 in großer Schnelligkeit entstanden sein muß, umfaßt im vierten Heft der Thalia nur 26 Seiten und schildert in knapper und prachtvoll anschaulicher Sprache den ganzen vermeintlichen Geisterspuk von der ersten richtig zutreffenden Prophezeiung des Armeniers bis zu dem Augenblick, wo die scheinbare Manifestation des Marquis von Lanoy bei dem Sizilianer durch die gewaltigere Geisterbeschwörung des Armeniers gestört wird. Eine Fülle äußerer Handlungen — aber sie hat sich auch mit dem Ende dieses ersten „Stückes“ erschöpft! — Erst am 6. März 1788, wie Schiller längst in Weimar weilt und ganz andere Gedankenkreise ihn gefangen genommen haben, schreibt er an Körner, daß ihm Göschen ein Heft Thalia „abgebangt“ habe, und dem „verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben!“ — Jetzt

¹⁾ „Auszüge aus einer neuen, noch ungedruckten Beschreibung von Venedig. Von einem Manne, der sich drei Jahre daselbst aufgehalten hat.“ Sie finden sich in demselben Mai-Heft der Berl. Monatsschr. 1786, in dem Elisas Gedicht an Preisler steht.

verstehen wir diesen Umschwung in des Dichters Stimmung! Das persönliche Interesse an dem Stoffe, aus einer plötzlichen Erhitzung seiner Phantasie durch den Brief des württembergischen Prinzen hervorgerufen, war mit jener flüchtigen Hitze längst verraucht. Hätte er damals die ganze Geschichte zu Ende schreiben können — sie wäre eine sachlich durchgeführte Schilderung eines Geisterbetrugs geworden. Denn, wie Körner richtig sagt, Schiller hat nie einer geheimen Gesellschaft angehört, und — mehr noch, er hatte auch in jenen Zeiten gar kein mystisches Interesse! Nur aus Protest und Negation war der Plan entstanden — was sollte er jetzt noch dem Dichter, der eben bei großen historischen Plänen warm geworden war? Und so konnte auch Körner, als das neue Stück des Geistersehers im fünften Heft der Thalia im Mai 1788 erschien, mit Recht sagen: „Man sieht, daß Du nicht con amore gearbeitet hast!“ Es führt anfangs noch die Handlung weiter. Man erfährt aus den Erzählungen des Sicilianers das seltsame Vorleben des Armeniers. Aber dann beginnt die auflösende Arbeit. Der Scharfsinn des Prinzen enträtselt alle geheimen Erscheinungen, selbst solche, die kaum zu enträtseln sind. Mit Recht sagt Körner: „Du scheinst die Geschichte abgeschlossen zu haben. Wenigstens macht sie nun als Fragment ein Ganzes, wenn sie gleich die Forderungen des Lesers nicht befriedigt, die den weiteren Verlauf gern wissen möchten. Wolltest Du sie fortsetzen, so hast Du Dir durch die Scharfsichtigkeit des Prinzen ein schweres Spiel gemacht.“ Gewiß, die Geschichte ist hier abgeschlossen und bleibt es. Der träumerische Prinz, dessen Vorbild Friedrich Heinrich Eugen, der Schwärmer, gewesen war, verwandelt sich hier — durch allzu starke Betonung der Verstandesseite — in den scharf denkenden Schiller, der hinter jeder Geistererscheinung die Elektrisiermaschine, die Spiegelvorrichtung und die gefälschte Pistolenkugel erblickt. Nichts von alledem, was in der Tiefe der Menschenseele schlummert, und was heute als Suggestion oder Hypnotismus die Wissenschaft, als „Ahnung“ oder Seelentelegraphie die mystisch veranlagten Menschen beschäftigt, hat für den damaligen Schiller das geringste Interesse. Ihm ist alles offenkundiger Betrug. Eine geheime Gesellschaft hatte für den

Freimaurer Goethe ihre Reize und spielte später in seinem Wilhelm Meister eine ernsthafte und bedeutungsvolle Rolle. Für den jungen Schiller ist sie nur eine Verschwörerbande, die auf Seelenfang ausgeht. Und indem er seinen scharfen Verstand plötzlich in die Seele des Prinzen einfügt, hebt er dessen Gestalt auf. — Am Ende dieser ersten Fortsetzung wird noch einmal der ursprüngliche Plan gestreift mit den Worten: „Er war ein edler Mensch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen sich bethören liefs.“ Aber hiermit ist auch dieser ursprüngliche Plan schon aufgegeben. Nie mehr kann der so umgeänderte Prinz durch erlogenen Geistertrug für ein Verbrechen gewonnen werden. Als daher Schiller wirklich später noch einmal auf seinen Roman zurückkam, da fing er in Wahrheit noch einmal ganz von vorn an.

Das haben meiner Ansicht nach alle die Beurteiler, die von Hoffmeister bis auf Kuno Fischer Schillers Selbstporträt in dem Prinzen von *** erblicken wollen, nicht genügend hervorgehoben, daß nämlich dieses Selbstporträt erst mit dem zweiten Buche des Romans beginnt. Was hatte denn Schiller mit dem Prinzen des ersten Stückes gemein? Man müßte doch wirklich aller Wahrheit Gewalt anthun, wenn man zwischen dem fürstlichen Träumer in Venedig und dem dramatischen Feuerkopf, zwischen dem einstigen religiösen Schwärmer und dem ringenden Philosophen Schiller eine Ähnlichkeit finden wollte! Aber jetzt hebt sie an! Die begeisterte Aufnahme, die das Bruchstück gefunden hat, und das lockend winkende Honorar geben dem Dichter den heißen Wunsch ein, sich ein neues Interesse für den Stoff zu verschaffen. Und darum lenkt er seine lange unterbrochenen und jetzt wieder aufgenommenen philosophischen Briefe von Julius und Raphael nun in diese Prinzengeschichte hinein. In frühen Jugendjahren hatte er schon den Plan gefaßt, einen Freundschaftsroman in Briefen zu schreiben, als Gegenstück zu der Rousseauschen Neuen Heloise. Wie Kuno Fischer richtig klar gelegt hat, ist diese Idee später umgemodelt worden zu den philosophischen Briefen der beiden Freunde. Nun soll wieder ein Roman daraus werden — aber freilich ein ganz anderer. Jetzt soll

der Prinz aus dem Geisterseherroman mit einem Male sich in den ringenden Denker verwandeln, dem mit seinem positiven Glauben seine sittliche Weltanschauung einstürzt. Aber der Julius der philosophischen Briefe war kein Unterliegender, sondern ein Siegenger. Der Prinz hingegen mußte, sollte der Plan der Geschichte auch nur ganz allgemein eingehalten werden, unterliegen. Auf alle Fälle erfahren wir jetzt die Jugendgeschichte des Helden in ganz anderem Lichte. Schrecklich wird uns seine religiöse Kindheitserziehung ausgemalt. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie. Seine Lehrer waren Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der Zufriedenheit der fürstlichen Eltern zu versichern. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich. Sein Gott war ein Schreckbild. Seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Untergebung u. s. w. Ist das noch der Prinz aus dem ersten Buche, dessen Jugendunterricht zwar vernachlässigt war, aber nur durch frühzeitige Kriegsdienste, und der vorübergehend ein religiöser Schwärmer gewesen? Wo bleiben denn jetzt überhaupt diese frühzeitigen Kriegsdienste? Jetzt soll mit einem Male der Prinz die durch ihn so schnell aufgeklärten Wunder des Armeniers benutzen, um wie durch eine plötzlich geöffnete Thür dem Joche dieser frühen Religionsknechtschaft, damit aber auch allem Glauben zu entfliehen. Prinz Friedrich Heinrich Eugen stand in preussischen Kriegsdiensten, als er jenen offenen Brief schrieb. Aber er ist verschwunden, und der Held ist kein ausgedienter Soldat mehr, der seit den Tagen jenes Kindheitsunterrichts die Welt gesehen hat. Ja, er ist auch kaum mehr ein Mann von 35 Jahren. Er scheint fast ein Jüngling geworden zu sein, der eben erst seinen Lehrern entlaufen ist, und der die Gelegenheit benutzt, seinen bisher unterdrückten Verstand an aller ihm verhafsten Mystik zu üben. Ja, der Dichter scheint eine wahre Abneigung gegen alle Personen seines bisherigen Romans zu haben, denn nicht mehr die gesetzten Memoiren des Grafen von O. sind die fingierte Quelle der Erzählung, sondern die Briefe des jungen Baron von F. an

jenen. Und da man dem plötzlich so aufgeklärt gewordenen Prinzen jetzt nicht mehr mit Geistererscheinungen beikommen kann, so umgibt ihn die geheime Gesellschaft, die ihn verfolgt, mit jungen und alten Lebemännern, die ihn zum Spiel, zum Trunk und zu jeglicher Verschwendung verführen. Ja, dieser Prinz von 1789 hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem von 1786. Auch die Darstellung ist eine vollständig andere. An die Stelle der geschlossenen Erzählung treten die sprunghaften Briefe, und darum war auch wohl der Wechsel des Berichterstatters nötig. Das Einzige, zu dessen breiter Ausmalung der Dichter sich noch Zeit läßt, ist die Philosophie des Prinzen. Mag das vom Standpunkt des Kunstwerks aus ein Fehler sein, der heutige gebildete Leser wird jedenfalls gern für eine Fortsetzung der äußerlichen Spukgeschichte dieses geistreiche Gedankengebäude eintauschen. Fein und scharfsinnig hat nun Kuno Fischer die beiden Teile dieses philosophischen Gespräches auseinandergehalten, als ein Bekenntnis der frivolen und eines der moralischen Freigeisterei. Und ebenso zutreffend hebt er hervor, wie nur das erste dem Prinzen im Zustand seiner sinkenden Moral zukommt, das andere aber ein großartiges Selbstbekenntnis des damaligen Schiller ist. Natürlich aber mußte dies letztere, so wertvoll es an sich ist, in dem Fortgang der Erzählung stören. Schiller hatte nun gerade durch diese philosophische Wendung seiner Arbeit wieder Freude daran bekommen. Doch gab er seinem Freunde, obwohl er im Anfang widersprach, später dennoch durch die That Recht, indem er bekanntlich den größten Teil dieses Gesprächs in den folgenden Ausgaben seines Geistersehers wieder fortließ. Auch hatte er schon selbst gefühlt, daß seine Leser nach Geistererscheinungen hungrig waren und nicht nach großen Gedanken, und hatte darum das Stück seines Romans im 6. Heft der Thalia mit folgender Entschuldigungsrede geschlossen:¹⁾

„Und auch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F*** so getreulich nachgeschrieben habe. Wenn mir schon die Entschuldigung, die letzterer bei seinem Freund hatte, bei dem Leser nicht

¹⁾ Thalia, Bd. II, 163—164.

zu gute kommt, so hab' ich dafür eine andre, die der Baron F*** dab ei nicht hatte, und die mir bei dem Leser alles gelten muß. Der Baron F*** konnte nämlich nicht vorhersehen, was für Einfluß die Philosophie des Prinzen einmal auf sein künftiges Schicksal haben könnte, das weiß ich aber; und darum liefs ich auch weislich alles so stehen, wie ichs fand. Dem Leser, der Geister hier zu sehen gehofft hat, versichere ich, daß noch welche kommen; aber er sieht selbst, daß sie bei einem so ungläubigen Menschen, als der Prinz von *** dermalen noch ist, garnicht angewandt sein würden. S.“

Aber auch dieses naive Versprechen vermochte der Dichter nicht zu halten. Als er im 7. Heft der Thalia von 1789 sich wieder eine Fortsetzung der längst aus den Fugen gegangenen Geschichte abrang, belebte er sie nicht mehr durch Geistererscheinungen, sondern durch die Liebe. Wohl ist die Schilderung der schönen Griechin, die eigentlich eine hochgeborene Deutsche ist, voll hoher Poesie, und namentlich das im 8. Heft der Thalia 1789 unter dem Titel „Der Abschied, ein Fragment aus dem 2. Teil des Geistersehers“ dargebotene letzte Bruchstück des gescheiterten Romans ist von einer Stimmungskraft und Anschaulichkeit der landschaftlichen Darstellung, die Schillers hohe Begabung für die Novelle in das hellste Licht stellt. Aber der Versuch, hier wieder den unheimlichen Armenier einzuführen — der übrigens hier schon stark idealisiert erscheint — konnte nicht glücken. War das eine Aufgabe für einen Schiller: zu zeigen, wie die wunderbare Lichtgestalt dieser frommen Griechin nur ein Werkzeug in der Hand jener Betrügerbande ist, um den nur allzu nüchtern klaren Verstand des Prinzen mit Leidenschaft zu umnebeln? Und daß sie durch Meuchelmord zu Grunde gehen muß, nur um diesem einst so klaren Verstande den Rest zu geben? Nein, Schiller mochte wohl einsehen, daß diese Handlungsführung nötig sei, um das einst dem Roman gesteckte, aber längst aus den Augen verlorene Ziel noch gewaltsam erreichen zu können — aber ausführen konnte er solche Trivialitäten nicht; ebenso wenig, wie es eine Aufgabe für ihn gewesen wäre, die allmähliche Verfinsterung eines klaren Geistes zu zeichnen. Daher machte er kurzen Prozeß, arbeitete das letzte Bruchstück äußerlich mit hinein, verfaßte noch einen kurzen Abschluß, wo von einem blutigen Zweikampfe, von dem Tode der

Griechin¹⁾ und von dem Übertritt des Prinzen zur römischen Kirche knappe Nachricht gegeben wird, und befreite sich damit von einer Last, die seit Jahren auf seinem Geiste gelegen hatte. Die Erinnerung daran, daß ein Zufall, oder wie er sich ausdrückte, ein Dämon ihm die erste Veranlassung zu dem Roman gegeben hatte, ist, wie wir sehen, geblieben. Daß dieser Dämon der offene Brief eines geistersehenden württembergischen Prinzen gewesen ist, glaube ich hier dargethan zu haben.

Prinz Friedrich Eugen von Württemberg hat übrigens keineswegs so unheimliche Schicksale erlebt. Auf sein offenes Sendschreiben in der Berlinischen Monatsschrift hat ihm Frau Elisa von der Recke prompt und pünktlich geantwortet. Noch im selben Monat Juli, in dem der Brief des Prinzen erschienen war, sandte sie ein offenes Antwortschreiben an die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, das diese aber erst im September 1786 zum Abdruck brachten, als „Elisens Antwort an Prinz Eugen von Württemberg“. Die überzeugungstreue Frau erklärte darin, daß sie in religiöser Hinsicht zwar ganz den Glauben des Prinzen teile, daß sie aber die Möglichkeit der Geistererscheinungen in der Gegenwart, wenn sie solche in der Theorie auch nicht leugnen könne, so doch so lange bezweifeln werde, bis unbestreitbare Erfahrungen ihr die Wirklichkeit der bezweifelten Sache glaublich machen sollten: „Gleichwohl würd' ich auch alsdann, nach meinen itzigen Begriffen von Moralität und Tugend, ich gesteh' es frei, jedermann lieber raten, die schmerzhafteste Wunde eines hilflosen Kranken zu verbinden als den Umgang mit irgend einem überirdischen Wesen zu suchen.“ Außerdem aber warnt sie ihn dringend vor allen mystischen Büchern und stimmt ihm keineswegs bei, wenn er wünschte, daß solche Schriften nur nicht öffentlich feilgeboten werden dürfen. Sie meint, solche Bücher würden

¹⁾ Dieser kurz angedeutete Mord an der Griechin läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß Schiller auch das in der Berliner Monatsschrift so viel besprochene Buch: *Saint Nicaise, Die Ermordung der Eloyse*, kannte. Die Abfassung in Briefen und der Umstand, daß hier der bekehrte Held, freilich schon in der Jugend zum Priester bestimmt, auf französischer Seite im Siebenjährigen Krieg kämpft, sprechen dafür.

dann wirklich wie verborgenes Gift, das noch mehr Schaden anrichte, wenn es im Stillen umherschleiche: „Denn“ — so sagt sie ganz im Geiste der Berliner Aufklärer und des ersten Buches von Schillers Geisterseher — „sie haben alle eben dieselbe Quelle, eben denselben Zweck, daß Irrglauben und Aberglauben durch sie befördert werden soll, um gewissen Sekten und geheimen Gesellschaften die Gewalt über die besten Seelen und oft über die angesehensten Personen in die Hände zu spielen.“

Prinz Friedrich Heinrich Eugen,¹⁾ der mit der vetterlichen Linie von Württemberg-Oels auf einem sehr guten Fuße gestanden haben muß, daher ja auch sein Schreiben von Oels in Schlesien datiert war, heiratete ein Jahr nach jenem öffentlichen Briefwechsel mit Elisa die Witwe des Herzogs von Sachsen-Meiningen, eine geborene Prinzessin Luise von Stolberg-Geldern. Im nächsten Jahre schenkte sie ihm in Oels ein Knäblein, das er nach alter Familiensitte Eugen taufen liefs, und das in früher Jugend zu seiner Tante Marie nach Rußland kam und dort, wie schon gesagt, zu hohen militärischen Ehren gedieh, während der Vater, wie ja auch schon erwähnt wurde, keine kriegerischen Erfolge zu erringen vermochte. Nach dem Aussterben der Linie Württemberg-Oels durch den Tod des Herzogs Karl Christian Erdmann, dessen Nachfolger in der Herrschaft sein braunschweigischer Schwiegersohn wurde, erhielt er die Besitzung Karlsruhe in Schlesien. In dem schönen Park mit dem künstlich aufgeschütteten Riesengebirge steht das Denkmal des berühmten Prinzen Eugen von Württemberg, zu dem wohl mancher Reisende schon aufgeblickt hat, ohne zu ahnen, daß der Vater dieses Helden vielleicht die ungewollte und unbewußte Veranlassung gegeben hat zu dem einzigen Roman des größten deutschen Dramatikers.

¹⁾ Wirklich war nach dem Tode Karl Eugens erst Ludwig Eugen (1793—1795), dann Friedrich Eugen (1795—1797) und endlich dessen Sohn Friedrich (1797—1816) gefolgt, der älteste Bruder Friedrich Heinrich Eugens.



439

UB WIEN



+AM328153303

F
UNIVERSITÄT
WIEN
BIBLIOTHEK

JOSEF NAGEL
Buchbinderei
Wien V. Rüdigerstraße 1b



www.books2ebooks.eu